

akut



Die Verwüstung

Wie sich Bonn verändern wird



Magazin der Studierendenschaft
der Rheinischen Friedrich-
Wilhelms-Universität Bonn

Winter 2015 • Nr. 339

In den Sand gesetzt

Kein Festspielhaus für Beethoven
– die Chronologie des Scheiterns

WG besucht!

Zu Besuch in Endenich – ist das
Bonns liebenswerteste WG?

In diesem Heft



Editorial	3	Es war einmal ein Festspielhaus TITEL	22
Die AKUT-Redaktion	4	Aus dem Festspielhaus für Beethoven wird nichts - die Chronologie des Scheiterns	
Was wird nur aus Bonn?		Länger als gedacht TITEL	25
Parlament ●		Das Café Kurzlebig lebt länger als geplant	
Was macht eigentlich...?	7	»Sinnflut« für die Fußgängerzone TITEL	26
Die Akteure der Studierendenschaft		Studentinnen wehren sich gegen Café-Sterben in Bonn - mit einem großen Plan	
Vertrauen und Kontrolle	8	David gegen Goliath TITEL	28
Die Kooperation zwischen dem AStA und einer Frauenberatung beschäftigt einen Untersuchungsausschuss		Bürgerinitiative kämpft gegen geplantes Einkaufszentrum im Viktoriaviertel	
Beschlossene Sache RUBRIK	10	Kauderwelsch: Kaffee und Küken TITEL	30
Ausgewählte Beschlüsse des Studierendenparlaments, erklärt und kommentiert		<i>Kommentar: Florian Eßer macht sich Sorgen um das Stadtbild von Bonn</i>	
Universum ●		Beton für die Rheinaue TITEL	31
Weder stark noch schwach	13	Fundraising-Projekt will Skatepark bauen	
Warum die Geschlechter-Dikussion so aggressiv geführt wird		Sternzeichen: Löwe	32
Freihandel und dunkle Flecken RUBRIK	14	Der Bonner Leo-Club engagiert sich seit 30 Jahren für soziale Projekte	
<i>Bonn, deine Lehrenden: Politikwissenschaftler Karsten Jung war in Nordkorea</i>		Löwen im Rheinland	34
Fragen kostet nichts	17	Der Regional-Chef des Lions Club Rheinland-Süd im Gespräch	
In der »Lawclinic« bieten Jurastudierende eine kostenlose Rechtsberatung		Zum Fernsehen ins Museum	35
Alltag ●		»TeleGen« - Ausstellung im Kunstmuseum	
Bonn muss keine Weltstadt sein TITEL	19	Fairkehrte Welt	36
Der Verbleib der Bundesministerien in Bonn steht erneut zur Debatte		Aktivisten von »Foodsharing« wehren sich gegen Lebensmittelverschwendung	
Mittelmäßig NEUE RUBRIK	20	Jetzt wieder Blümchenknicken!	38
		Das Band-Kollektiv »Die Blümchenknicker« haben ein neues Album veröffentlicht	
		WG besucht! RUBRIK	39
		Zu Besuch in einer 7er-WG in Endenich	



UNSER TITELBILD

In der Wüstenstadt

Wer mit offenen Augen durch Bonn geht, sieht: Diese Stadt verändert sich rasant. Zahlreiche Traditionsgeschäfte schlossen dieses Jahr - für immer. Eine Bürgerinitiative spricht gar von einem »Café-Sterben«. Wird Bonn zu einer kargen Wüste, in der bald nur noch klotzige Konsumtempel und bizarre Beethoven-Denkmäler Schatten spenden? Dass die Lage nicht ganz so hoffnungslos ist, zeigt unser Schwerpunkt - ab **Seite 19**.

Impressum

AKUT – Magazin der Studierendenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Nassestraße 11 | 53113 Bonn | redaktion@akut-bonn.de

HEFT Nummer 339 | erschienen am 10. November 2015

HERAUSGEBER Studierendenparlament der Universität Bonn | Nassestraße 11 | 53113 Bonn | vertreten durch den 1. Sprecher Sebastian Mathy

REDAKTIONSSCHLUSS 30. Oktober 2015

REDAKTION Philipp Blanke, Laura Breitkopf, Johanna Dall'Omo, Florian Eßler, Alexander Grantl, Sophie Leins, Dominique Müller, Hannah Rapp, Alina Sabransky, Mirjam Schmidt, Maike Walbroel & Sven Zemanek

CHEFREDAKTEUR Alexander Grantl (verantwortlich im Sinne des Landespressegesetzes NRW)

LAYOUT Alexander Grantl & Sven Zemanek

TITELBILD Fotos & Montage: Alexander Grantl

DRUCK Das Medienhaus | Brunnenstraße 40 | 53347 Alfter

PAPIER Circleoffset Premium White (matt oberflächen-geleimt, hochweiß, Recycling-Offset aus 100% Altpapier)

AUFLAGE 2500 Exemplare

WEB akut-bonn.de

FACEBOOK [fb.com/akut.bonn](https://www.facebook.com/akut.bonn)

TWITTER twitter.com/AKUT_Bonn

Die Inhalte dieser Ausgabe geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck und Vervielfältigung sind nach vorheriger Genehmigung möglich.



In 140 Zeichen
auf den Punkt

DIE AKUT BEI TWITTER
twitter.com/AKUT_Bonn

EDITORIAL

Hallo,



ich will dich eigentlich gar nicht aufhalten. Du wirst heute nämlich nur 6 Minuten damit verbringen, in Zeitschriften zu lesen. Fernsehen, Hörfunk, Internet - sogar Bücher! - nutzt du länger. Das steht jedenfalls in der ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation, die vor kurzem erschienen ist. Also: Die Zeit läuft - damit du dich möglichst effizient durch diese AKUT liest, ein paar Hinweise:

Dass Städte sich verändern, ist wirklich nichts Neues. Wenn aus einer spektakulär geplanten Veränderung dann doch nichts wird, schon eher. Ein guter Grund, dem Scheitern des Beethoven-Festspielhauses nachzuforschen - und genau die richtige Aufgabe für AKUT-Redakteurin Laura. Wer außerdem noch erfahren will, was ein »Planungsfehlschluss« ist, blättert gleich auf **Seite 22**.

Bundesministerien nach Berlin, ein Kaufhaus ins Viktoriaviertel, ein Skatepark in die Rheinaue - und jede Menge geschlossene Cafés. Das sind - neben dem Festspielhaus - viele Entwicklungen, die die Menschen in Bonn beschäftigen. Und uns. Daher ist das unser Schwerpunkt, der mit **Seite 19** beginnt. Dort haut AKUT-Redakteur Philipp gleich zu Beginn ein mutiges Urteil raus und stellt fest: »Das Problem ist Bonn selbst.«

Neu im Heft ist »Mittelmäßig« - genau in der Heftmitte. Das ist das neue Labor der Redaktion. Eine Experimentierfläche für viele gute und einige schlechte Ideen. Wir sind gespannt, was du davon hältst. Sag's uns doch einfach! Wie du uns erreichst, erfährst du auf akut-bonn.de/leserbriefe/

Dort, bei Facebook oder bei Twitter kannst du uns auch zu allen anderen Inhalten dieses Hefts deine Meinung sagen. Oder schreib uns, wenn du eine Geschichte hast, die unbedingt in die AKUT muss.

Die AKUT-Redaktion hat von der vorlesungsfreien Zeit bis jetzt, zum Wintersemester, hart an diesem Heft gearbeitet. Wir würden uns freuen, wenn du uns deine 6 Minuten Zeitschriften-Zeit schenkst.

Viel Freude beim Lesen

Alex Grantl





Was wird nur aus Bonn, liebe AKUT-Redaktion?

SVEN ZEMANEK

Jo mei.

SOPHIE LEINS

Bonn, du bist nicht mehr die Stadt, in die ich mich verliebt habe. Wenn jetzt auch noch Blow Up und Café Blau schließen, mach' ich Schluss!

PHILIPP BLANKE

Hachja, Bonn - wärscht du doch nur Berlin! Ich weiß, das ist unfair; aber wir haben uns auseinander gelebt. Lass uns mal einen Kaffee trinken und über alles reden.

FLORIAN ESSER

Bonn ist immer noch der »glückliche Boden«, denn: Schöne Städte kann nichts einstellen (außer man gibt sich Mühe).

LAURA BREITKOPF

Pssst, Bonn schläft schon!

ALEXANDER GRANTL

Bonn braucht mehr Beethoven-Denkmäler! Und vielleicht noch einen Telekom-Tower für die Skyline?

HANNAH RAPP

Bonn - eine Stadt wie ein besoffener Hund.

DOMINIQUE MÜLLER*

Veränderung muss nicht immer gut sein. Und überhaupt: Wo soll ich dann Sushi essen gehen?

MAIKE WALBROEL*

Alles muss man selber machen.

JOHANNA DALL'OMO*

Neu ist nicht immer besser...

ALINA SABRANSKY*

Göttlich, Goldbraun... Und was jetzt?!

MIRJAM SCHMIDT*

Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht so weit ...

* nicht auf dem Bild.

Möchtest du auch mal mit der AKUT-Redaktion auf einer Bank sitzen? Alle Infos gibt's online auf akut-bonn.de/mitmachen/

Parlament



Nicht mehr ganz frisch:
Das war der letzte Wahlausschuss

DAS SP IN ZAHLEN

8

Mitglieder hat der Wahlausschuss zum 38. Studierendenparlament. Das sind zwei weniger als vorgesehen, von ebenso vielen Stellvertretern ganz zu schweigen.

Der Wahlausschuss organisiert die Wahl zum 38. Studierendenparlament vom 18. bis zum 21. Januar 2016. Wie üblich wird auch diese Wahl gemeinsam mit den Wahlen zu Senat, Fakultätsräten, BZL-Vorstand und Wahlgremium zur Wahl der zentralen Gleichstellungsbeauftragten stattfinden. Das spart Nerven - und Geld. Der Wahlausschuss hat dieses Mal zwei zusätzliche Aufgaben: Auf der

letzten Sitzung des Studierendenparlaments wurde ein Urabstimmungsverlangen gemäß § 5 der Satzung der Studierendenschaft eingereicht. Die zum Verlangen gehörigen Unterschriften werden vom Wahlausschuss geprüft, und falls es genug sind, findet im Januar gemeinsam mit den Wahlen eine Urabstimmung über den Verbleib im freien Zusammenschluss von studentInnenschaften (fzs) statt. Außerdem hat das Studierendenparlament bereits eine »Urabstimmung über die Einführung und Teilfinanzierung der Einführung einer UniCard« beschlossen, die zwei Fragen umfasst und ebenfalls im Januar mit den Wahlen durchgeführt wird - ebenfalls organisiert vom Wahlausschuss. In diesem Jahr ist also etwas mehr zu tun als sonst. Da würden ein, zwei Wahlausschussmitglieder mehr bestimmt nicht schaden. **Sven Zemanek**

URABSTIMMUNG

Alles für den Austritt

Im Sommersemester hatten sie noch fleißig Wassereis verteilt, um Unterschriften zu sammeln, jetzt soll es soweit sein: Das »Aktionsbündnis gegen den fzs« hat (wie oben erwähnt) sein Urabstimmungsverlangen eingereicht. Hinter dem Aktionsbündnis stecken die Liberale Hochschulgruppe (LHG) und der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS). Ihren Angaben zufolge haben sie »deutlich mehr als 2.000 Unterschriften« gesammelt. Wie viele Unterschriften notwendig sind, um eine Urabstimmung herbeizuführen, hängt von der Zahl der Studierenden ab. Am Ende müssen voraussichtlich mindestens 5 % unterschrieben haben. Den aktu-

ellen Personenzahlen der Universität nach gibt es im Wintersemester etwa 35.400 Studierende. Noch in den ersten Wochen des Wintersemesters waren die Unterschriftensammler unterwegs, denn auch bei Erstsemestern wollte man gezielt für das Anliegen werben. »Zum einen möchten wir sichergehen, dass das Verlangen nicht aufgrund einiger weniger ungültiger Unterschriften scheitert (zum Beispiel wegen der Angabe einer falschen Matrikelnummer). Zum anderen unterstreichen viele Unterschriften, dass die Studenten in dieser Frage mitsprechen möchten«, teilte Chiara Mazziotta (RCDS) der AKUT mit. Ihr Aktionsbündnis kritisiert am fzs unter anderem, dass die Verwendung der Mitgliedsbeiträge nicht nachvollziehbar sei. Die AStA-Vorsitzende Lillian Bäcker (Juso-HSG) hält diesen Vorwurf für unbegründet (Bericht in AKUT Nr. 338). Aus Bonn bekommt der fzs dieses Jahr 26.800 Euro. **Alexander Grantl**



FOTOS: ALEXANDER GRANTL / AKUT

Was macht eigentlich ...?

In allen diesen Gremien findest du Studierende, die sich für irgendetwas engagieren. Was genau diese **Akteure der Studierendenschaft** tun, erfährst du hier.



Das Studierendenparlament (SP)

Das Studierendenparlament ist das oberste beschlussfassende Organ der Studierendenschaft. Es wird jährlich im Januar gewählt und verteilt dann Geld, wählt Personen in Ämter (bspw. den AStA-Vorsitz) und beschließt Ordnungen, Satzungen und Richtlinien. Alle Studierenden können Anträge an das SP stellen.



Der Ältestenrat (ÄR)

Der Ältestenrat ist das oberste streitschlichtende Organ der Studierendenschaft. Was das eigentlich heißt und ob das auch so bleiben soll, wird aktuell überlegt.



Der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA)

Der AStA ist das vollziehende Organ der Studierendenschaft - er gliedert sich in Abteilungen mit bestimmten Aufgabengebieten, bietet Beratungen und Dienstleistungen für Studierende an und repräsentiert der Universität und dem Studierendenwerk gegenüber die Studierendenschaft.



Die Fachschaften (FS)

Alle an der Universität Bonn eingeschriebenen Studierenden müssen einer Fachschaft angehören. Welcher ihr angehört, ergibt sich aus dem Fach mit dem Sternchen auf der Rückseite eures Studierendenausweises. Die meisten Fachschaften organisieren Infoveranstaltungen für Erstsemester, Partys, Exkursionen und streiten sich für euch mit Univerwaltung und akademischem Oberbau.



Die Fachschaftenkonferenz (FK)

Auf der Fachschaftenkonferenz treffen sich Entsandte der Fachschaften und tauschen sich aus. Außerdem entscheiden sie über Anträge der einzelnen Fachschaften auf »Besondere Fachschaftengelder«, mit denen die Fachschaften Projekte zum Wohl ihrer Studierenden finanzieren können.



Die AKUT

Die AKUT ist das Magazin der Studierendenschaft und wird vom SP herausgegeben. Die AKUT ist politisch unabhängig. Sie erscheint zwei Mal im Semester - und zwar kostenlos, weil sie aus dem Haushalt der Studierendenschaft finanziert wird.

Vertrauen und Kontrolle

Auseinandersetzung – 18 Jahre lang konnten Studentinnen kostenlos eine Psychotherapie in Anspruch nehmen – dank einer Kooperation des AStA mit einer Frauenberatung. Mittlerweile ist diese Partnerschaft beendet und wird von einem Untersuchungsausschuss überprüft.

VON ALEXANDER GRANTL



Frauenberatung TuBF in der Bonner Altstadt

Wer zum ersten Mal Studierenden begegnet, die sich im SP oder im AStA engagieren, erwartet vielleicht edle Menschen, denen die Angelegenheiten ihrer 35.000 Mitstudierenden am Herzen liegen. Menschen, die sich mit den irren Eigentümlichkeiten studentischer Selbstverwaltung befassen, um die Bedingungen für ihre Kommilitonen und Kommilitoninnen noch besser zu gestalten. Es gibt diese Menschen. Nur manchmal gehen sie zwischen denen unter, die vor allem sich selbst profilieren oder bloß andere provozieren möchten. Und noch häufiger sind die Fälle, die sich gar nicht in diese Schubladen stecken lassen – weil sich die Motivationen der Akteure nicht einfach in »gut« und »böse« einteilen lassen. Wie in diesem Fall:

1996 begann der AStA eine Zusammenarbeit mit der Frauenberatung

TuBF e. V. in der Altstadt. Der AStA richtete einen Fonds ein, der es einer begrenzten Zahl von Studentinnen ermöglichen sollte, Therapieangebote der TuBF fast kostenlos zu nutzen. Voraussetzung war, dass die Studentinnen die Kosten einer Therapie nicht selbst hätten zahlen können. Ansprechen sollte diese Möglichkeit vor allem Studentinnen, die eine Karriere im Staatsdienst anstrebten, als Lehrerin oder Juristin etwa. Denn für sie kann eine psychotherapeutische Behandlung in der gesundheitlichen Vorgeschichte den Werdegang beeinträchtigen.

Die Kooperation lief – von einer Pause im Jahr 2010 abgesehen – über 18 Jahre lang sehr gut, sagt die TuBF, die ganze Zeit habe es nie Probleme gegeben. Im Dezember 2014 beschließt das Studierendenparlament (SP) jedoch, den Vertrag zu kündigen – auf die Empfeh-

lung des damaligen AStA-Vorsitzenden Jonas Janoschka (GHG) hin. Der Vertrag endet im Juni 2015. »Der AStA hatte Rückmeldungen von Studentinnen bekommen, die mit den Leistungen der TuBF nicht zufrieden gewesen sind«, sagt Jonas. In den Haushaltsjahren 2013 bis 2015 hatte der AStA über 20.000 Euro an die TuBF gezahlt. Man wollte den Vertrag zwar kündigen, gleichzeitig aber mit der TuBF über eine weitere Zusammenarbeit verhandeln. Doch die TuBF will offenbar keine weitere Kooperation, im Juli teilt sie der neuen AStA-Vorsitzenden Lillian Bäcker schließlich mit, dass wegen Personalmangels in der TuBF zunächst keine Zusammenarbeit mehr möglich sei.

»Die Begründung des AStA, zu kündigen, war für uns nicht nachvollziehbar – wir verstehen nicht, wo das Problem liegt«, sagt Marita Blauth von der TuBF

und betont: »Es gab nie irgendwelche Unstimmigkeiten!«

Als die Zusammenarbeit beendet wird, arbeitet jedoch schon ein Untersuchungsausschuss, der im Juni vom Studierendenparlament mit großer Mehrheit beschlossen wurde. Er soll die »durch die Kooperation mit dem Verein TuBF entstandenen Unklarheiten klären« - wie es im Beschlusstext heißt. Insbesondere solle geprüft werden, inwieweit der Studierendenschaft durch die Zusammenarbeit Schaden entstanden sei, ob fahrlässig mit Geldern der Studierenden umgegangen worden sei und - »inwieweit durch Verhalten der TuBF gegenüber der Studierendenschaft Betrug vorliegt«.

Erstmals seien Anfang 2015 Unstimmigkeiten aufgefallen, sagt Matthias Rübo (RCDS), der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses. Er sitzt auch dem Kassenprüfungsausschuss vor: »Bei der Kassenprüfung des Haushaltsjahres 2013/2014 haben wir bemerkt, dass es wahnsinnig viele Rechnungen der TuBF gibt. Nur: Es sind eigentlich keine richtigen Rechnungen.« Auf den Dokumenten seien die Matrikelnummern der behandelten Studentinnen aufgeführt - jedoch, bis auf drei Ziffern, geschwärzt. Daneben seien die Zeitpunkte der Therapiestunden und der Geldbetrag aufgeführt, den der AStA habe zahlen müssen.

»Diese Geldbeträge sind seit Jahren einfach vom AStA überwiesen worden - ohne Prüfung, ob die Rechnungen der TuBF korrekt sind«, erklärt Matthias. Pro Behandlungsstunde forderte die TuBF 45 Euro. Mit den geschwärzten Matrikelnummern und den Daten der Therapiestunden könne der Kassenprüfungsausschuss aber nicht viel anfangen. Die TuBF hielt sich mit diesem Vorgehen jedoch genau an die Richtlinie, die sie 2010 mit dem AStA vereinbart hatte und die vom SP beschlossen wurde. Demnach muss es dem AStA ausreichen, dass ihm die fast komplett geschwärzte Kopie eines Studentinnenausweises zugesandt wird - nur die letzten drei Ziffern der Matrikelnummer und das laufende Semester müssen zu erkennen sein.

Jonas, der mittlerweile stellvertretender AStA-Vorsitzender ist, hält das für ausreichend: »Anhand der Ausweise konnten wir schon nachvollziehen, dass es Bonner Studentinnen waren.



Matthias (RCDS) »Keine Prüfung, ob die Zahlungen korrekt sind«

Und wir konnten auch sehen, welche Behandlung wie lange dauerte.« Dass man aus Datenschutzgründen keine genauen Angaben hat bekommen können, sei selbstverständlich, erklärt die AStA-Vorsitzende Lillian Bäcker (Juso-HSG): »Dennoch mussten uns die einzelnen Abrechnungen, wenn auch pseudonymisiert, ja zugesendet werden.«

Für die TuBF sei es von Beginn an eine Voraussetzung gewesen, dass die Studentinnen auch dem AStA gegenüber anonym bleiben, erklärt Blauth: »Das hat auch über Jahre gut funktioniert. Wir haben eine Form gefunden, die für den AStA und auch für uns in Ordnung war.« Dass nun ein Untersuchungsausschuss die Angelegenheit prüft, könne sie nicht verstehen. Hat die TuBF den AStA Therapiestunden bezahlen lassen, die nie stattgefunden haben? »Nein«, antwortet Blauth entschlossen, »wenn der Landesrechnungshof das prüfen würde, würden wir selbstverständlich alle Daten, auch Namen, offenlegen. Mit dem AStA war das jedoch eindeutig nicht verabredet.«

Der Untersuchungsausschuss sieht aber noch einen weiteren Vorgang kritisch: Die Therapiekosten sollten laut der Richtlinie von TuBF und AStA nur Studentinnen erstattet werden, die die Behandlung nicht vollständig selbst hätten zahlen können. Doch wie wurde der finanzielle Hintergrund einer Studentin überprüft? Das übernahm die TuBF selbst. »Über den Erstattungsanspruch entscheidet ein von der TuBF einzusetzender Ausschuss«, heißt es in der Richtlinie. »Die TuBF hat dem AStA gegenüber nie überprüfbar begründet,

warum eine Studentin nun Anspruch auf Erstattung der Kosten hat«, bemängelt Matthias.

Wie genau hat die TuBF überprüft, ob eine Studentin ihre Therapie tatsächlich nicht selbst bezahlen konnte? »Wir haben das im privaten Gespräch geklärt - so, wie wir das mit unseren anderen Klientinnen auch machen«, sagt Blauth von der TuBF. Dabei hätten sie sich keine Belege, wie etwa Kontoauszüge, zeigen lassen.

Im AStA sieht man die Arbeit des Untersuchungsausschusses sehr kritisch: »Ich finde es unverantwortlich, dass der Ausschuss unbelegte Vorwürfe in der öffentlichen Wahrnehmung wie Tatsachen erscheinen lässt«, so Jonas. Es sei vollkommen legitim, dass ein Ausschuss prüfe, ob etwas schiefgelaufen sei, doch den strafrechtlichen Begriff »Betrug« zu verwenden, halte er für falsch. »Am Ende ist es die Aufgabe des SP, zu entscheiden, wie man das bewertet und welche Lehren man daraus zieht.« Lillian befürchtet, dass gar die Reputation der Studierendenschaft leiden könnte.

Matthias betont: »Natürlich kann ich nicht abschließend beurteilen, ob ein Betrug vorlag, ich studiere Mathematik und nicht Jura.« Man wolle jedoch juristische Unterstützung in den Ausschuss holen. Am Ende, es könnte Dezember oder Januar werden, wolle der Ausschuss dem SP dann Empfehlungen vorlegen, wie mit der Angelegenheit umzugehen sei.

Ob bis dahin alle Unklarheiten geklärt werden können, ist fraglich und hängt von der Kooperationsbereitschaft aller Beteiligten ab. ◀

Beschlossene Sache

RUBRIK **Beschlüsse des Studierendenparlaments** – Das 37. Studierendenparlament hat erneut viele Dinge beschlossen. Wie immer finden wir unter den Beschlüssen alte Bekannte und einige Neuerungen – ausgewählte Beschlüsse stellen wir hier vor.

VON **SVEN ZEMANEK & ALEXANDER GRANTL**

24.06.2015

Umgang mit Anträgen Externer

Das Studierendenparlament der Universität Bonn spricht sich dafür aus, bei fehlerhaften Anträgen, die von Studierenden gestellt werden, die weder Mitglied des Studierendenparlaments noch des AStA sind, Nachsicht walten zu lassen. Muss ein Antrag aus formalen Gründen abgelehnt werden, sollen die Antragsteller im Voraus benachrichtigt werden.

Wie diese »Nachsicht« mit der Geschäftsordnung vereinbar ist, erklärt der Antrag allerdings nicht. Der Antrag wurde von der Fraktion des RCDS eingereicht.

24.06.2015

Finanzantrag Kritische MedizinstudentInnen Bonn

Für eine Podiumsdiskussion zum Thema »Gesundheitsversorgung von Flüchtlingen in Bonn und Deutschland« erhält die Hochschulgruppe »Kritische MedizinstudentInnen Bonn« bis zu 320 €.

Die Moderation der Veranstaltung übernahm die Journalistin Dr. Ebba Hagenberg-Miliu. Daher berichtete auch der General-Anzeiger mehrmals über die Diskussion.

08.07.2015

Videoübertragung der Mitgliederversammlung des fsz

Das Studierendenparlament spricht sich dafür aus, eine Videoübertragung der Mitgliederversammlung des freien Zusammenschlusses von studentInnenschaften durchzuführen. Der Öffentlichkeitsausschuss des Studierendenparlaments soll prüfen, in welchem Rahmen dies möglich ist.

Als Reaktion auf diesen Antrag des RCDS und der LHG hatte die Juso-HSG auf der nächsten Sitzung beantragt, eine Videoübertragung der RCDS-Bundesdelegiertenversammlung zu organisieren.

08.07.2015

Förderung Internationale Stummfilmtage

Die Internationalen Stummfilmtage werden mit 2500 € gefördert.

Das Studierendenparlament hat die Internationalen Stummfilmtage in der Vergangenheit mehrfach finanziell unterstützt.

08.07.2015

Finanzanträge AStA-Sportreferat: Trampolinturnen, Fechten, Boxen

Das Studierendenparlament genehmigt 1254,99 € für neues Boxzubehör, 5500 € für neue Fechtausrüstung, und 5872,82 € für ein neues Wettkampframpolin.

Die Anschaffungen wurden bereits von der Sportobleuteversammlung beschlossen und mussten nun noch vom Studierendenparlament abgesegnet werden.

15.07.2015

Unterstützung der AIDS-Hilfe Bonn bei der Durchführung des alternativen CSD

Die Studierendenschaft unterstützt die AIDS-Hilfe Bonn bei der Durchführung sowohl »ideell« als auch finanziell mit 200 €.

Wie diese »ideelle« Unterstützung aussehen soll, ist dem Antrag der Juso-HSG nicht zu entnehmen.

15.07.2015

Statut, Geschäftsordnung und Zuschussmodell der Obleuteversammlung

Das Statut des StudentInnensports, die Geschäftsordnung und das Zuschussmodell der Obleuteversammlung werden geändert.

Der StudentInnensport ist Teil der verfassten Studierendenschaft und des allgemeinen Hochschulsports der Universität Bonn.



HINTERGRUND ◉

Was sind SP-Beschlüsse?

Das SP als oberstes beschlussfassendes Organ beschließt grundsätzlich über alle Angelegenheiten der Studierendenschaft und überwacht die Durchführung seiner Beschlüsse.

Die Beschlüsse sind nur für die unmittelbaren Organe der Studierendenschaft iSv § 4 (der Satzung der Studierendenschaft der Universität Bonn) verpflichtend, d.h. für den AStA, die Ausschüsse und das SP selbst. Bei allen anderen Adressaten (z.B. Studierendenwerk) haben die Beschlüsse lediglich den Charakter von Empfehlungen und sind Ausdruck der Ansicht der Studierendenschaft, vgl. § 5 I Satzung der Studierendenschaft der Uni Bonn.

15.07.2015

Änderung der Beitragsordnung

Ab WS 2016/17 sinkt der Beitrag für die studentische Selbstverwaltung von 10,50 € auf 10,- €; der für die studentischen Sozialeinrichtungen von 0,66 € auf 0,50 €, und der für die Rückerstattung des Mobilitätsbeitrags von 0,85 € auf 0,60 €.

Jetzt nimmt der AStA dem RCDS auch noch das letzte Wahlkampfthema!

10.09.2015

Verteilung der Unterschriftenliste »Viva Viktoria!« in den Mensen

Die Unterschriftenlisten zum Bürgerbegehren »Viva Viktoria!« wird bis zum 2. Oktober durch den AStA neben den üblichen Auslagen in den Mensen verteilt.

Über das Bürgerbegehren berichten wir auch in diesem Heft – ab Seite 28.

10.09.2015

Fachreferenten im Untersuchungsausschuss

Das Studierendenparlament stellt fest, dass Finanzreferentin und Sozialreferentin des AStA zuständige Fachreferentinnen des Untersuchungsausschusses sind und daher zu den Sitzungen einzuladen sind.

Außerdem gab es eine Auseinandersetzung des Finanzreferenten mit dem Untersuchungsausschuss um die Nichtöffentlichkeit von Sitzungsteilen.

DIE UNI BONN IN ZAHLEN

8.

Platz - genau den hat die Universität Bonn im aktuellen Hochschulranking von Times Higher Education im deutschlandweiten Vergleich erreicht. Somit sichert sie sich einen Platz in der deutschen Top Ten. Zusammen mit 19 anderen deutschen Universitäten befindet sich die Uni Bonn unter den besten 200 der Welt, da sie sich im Weltranking über Platz 94 freuen darf. Insgesamt sind 37 deutsche Hochschulen unter den 800 Nominierungen des Rankings anzutreffen, wobei nur staatliche Universitäten berücksichtigt wurden. Neben der üblichen ameri-

kanischen und britischen Dominanz innerhalb der internationalen Top Ten können sich die deutschen Ergebnisse - nicht zuletzt das der Uni Bonn - definitiv sehen lassen. Die diesjährigen Resultate werfen noch ein besseres Licht auf die deutschen Universitäten, wenn sie im direkten Vergleich zum vergangenen Hochschulranking betrachtet werden. Auch wenn dieses Jahr insgesamt mehr Hochschulen bewertet wurden. Es liegt eine deutliche Verbesserung vor, denn letztes Jahr waren lediglich zwölf deutsche Hochschulen unter den 200 besten der Welt vertreten. Auch die Universität Bonn hat sich deutlich gesteigert. Sie lag vorheriges Jahr im internationalen Vergleich noch auf Platz 195. Deutschlandweit verpasste sie mit Rang 12 knapp einen Platz unter den ersten zehn. **Dominique Müller**



Hände hoch: Eine Abstimmung im Senat der Uni Bonn

GRUNDORDNUNGSÄNDERUNG

Nicht viel zu tun

Der Beirat der Gleichstellungsbeauftragten war jede Wahl aufs neue das wohl am hitzigsten diskutierte Gremium. Zwar wusste praktisch niemand, welche Funktion dieser Beirat eigentlich erfüllte, aber dass er nur von Frauen gewählt werden durfte, das war unerhört. Diesem Ärger wurde regelmäßig an und in der Wahlkabine Luft gemacht.

Mit Inkrafttreten der neuen Grundordnung unserer Universität wird auch der Beirat der Gleichstellungsbeauftragten ab der nächsten Wahlperiode nicht mehr existieren. Er wird ersetzt durch ein »Wahlgremium zur Wahl der zentralen Gleichstellungsbeauftragten«. Dieses wählt, der Name verrät es, die zentrale Gleichstellungsbeauftrag-

te und bis zu drei Stellvertreterinnen. Das Wahlgremium besteht ausschließlich aus Frauen und die studentischen Mitglieder werden ebenso wie beim Beirat nur durch die weiblichen Studierenden gewählt.

Die Amtszeit der Gleichstellungsbeauftragten und ihrer Stellvertreterinnen beträgt im Normalfall vier Jahre. Das Wahlgremium zur Wahl der zentralen Gleichstellungsbeauftragten hat nun im Gegensatz zum Beirat keine weiteren Aufgaben außer dieser Wahl. Daher kann es passieren, dass in einem Jahr zwar Mitglieder für das Wahlgremium gewählt werden, diese dann aber nichts zu tun haben, weil die Amtszeiten der Gleichstellungsbeauftragten und ihrer Stellvertreterinnen noch nicht abgelaufen sind. Eine positive Auswirkung dieser Grundordnungsänderung können wir daher jetzt schon festhalten: Die Vereinbarkeit von Studium und Engagement in universitären Gremien wird ein Stück weit gestärkt. **Sven Zemanek**

Weder stark noch schwach

Genderpolitik – Das Studentenwerk ist jetzt auch geschlechtsneutral und heißt Studierendenwerk. Neuer Name – Thema vom Tisch? Interessiert es wirklich jemanden, ob es Studentenwerk, Studierendenwerk oder Studenten-und-Studentinnenwerk heißt?

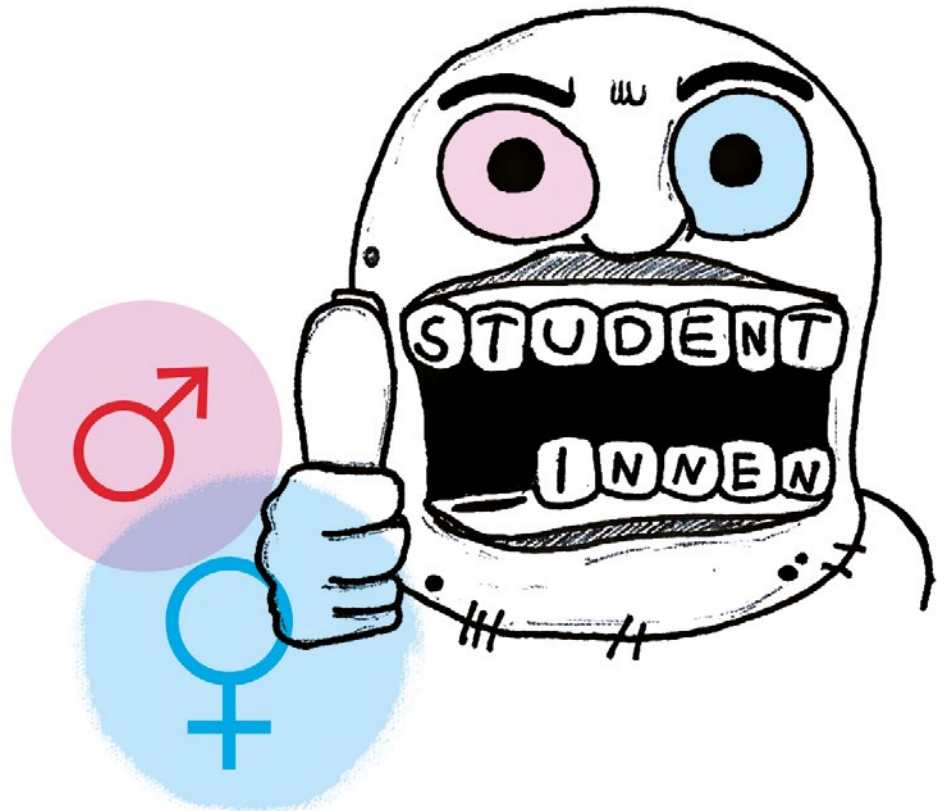
VON HANNAH RAPP

Wenn frau oder man oder alle, die sich irgendwo dazwischen einordnen würden, mal »Gender-Diskussion« oder »Gender-Witze« googeln, wird einem nur allzu deutlich, dass dieses Thema in den letzten Jahren wohl in jedem deutschen Medium behandelt wurde. Nicht mehr wirklich motiviert, da es wohl kaum etwas Neues zu schreiben gibt, sitze ich also nun vor meinem Laptop.

Etwas misstrauisch denke ich kurz darüber nach, mich selbst umzubenennen, um der Aufgabe zu entfliehen, einen Text zu diesem Thema abzuliefern.

In meiner trüben Stimmung frage ich mich: Was qualifiziert mich denn nun eigentlich dazu, über dieses Thema zu schreiben? Und wie will ich mich in dieser Sache positionieren? Gut, ich gehöre dem Geschlecht an, dem diese Umbenennung irgendwie zu Gute kommen soll. Und die nächste Frage schließt sich gleich an: Emotionalisiert mich diese Umbenennung in irgendeiner Art und Weise? Lachen, Weinen, Staunen, Wut oder Wow? Und die nächste Frage führt noch weiter in eine vermeintliche Sackgasse: Ich persönlich finde das Thema interessant genug, um darüber zu schreiben. Auch einige Hochschulgruppen kommentierten die Umbenennung nahezu euphorisch, aber: Interessiert es den Ottonormal-Studierenden oder schreibe ich gerade einen Artikel, der nie gelesen wird, weil er so oder so ähnlich schon hundertmal gelesen wurde?

Nicht mehr ganz so motiviert und etwas zweifelnd an meinen Fähigkeiten, diesen Artikel dramaturgisch aufregend zu gestalten, muss ich feststellen, dass die besagte Umbenennung in mir weder positive, noch negative Emotionen hervorruft. Ich finde es weder besonders aufregend, noch finde ich es falsch, dass dafür Geld ausgegeben wird (wie manche andere Studierende bereits äußerten).



Heißt das, dass mich die Gleichstellung der Geschlechter nicht genug interessiert und ich mich nicht feministisch genug verhalte? Sollte ich mich nicht darüber freuen, dass Frauen nun endlich an offizieller Stelle sprachlich berücksichtigt werden? Oder kommt diese Umbenennung einfach 40 Jahre zu spät? Hätte das »Studierendenwerk« die Menschen in den wilden Siebzigern emotionalisiert und auf die Straße gebracht?

Es ist ja nicht so, als würde das Thema »Gender« nicht auch heute noch eine halbwegs wilde Diskussion am WG-Küchentisch auslösen. Nur flacht diese auch schnell wieder ab, da alle ja eh total sprach- und genderbewusst sind und schon vor fünf Jahren für die Einführung des genderneutralen Prefix plädiert haben. In einem studen-

tisch-geprägten Umfeld scheint diese Diskussion tatsächlich schon fast zu oft geführt. Und so kann ich mir auch nur schwer vorstellen, dass die Erstis von 2017 (da soll die Neubeschilderung fertig sein), wenn sie auf die Mensa zuschlendern, mit zufrieden-erstaunter Mine denken: »Oh, ein genderneutrales Schild!« Genauso, wie wohl die wenigsten Studierenden vor dem jetzigen Schild stehen bleiben und im Kern erschüttert oder vor Wut entbrannt nach einer Spraydose schreien, um diese Schweinerei unkenntlich zu machen.

Obwohl es also mit dem Studierendenwerk hin zu einer gerechteren Sprache geht, löst es - außer bei wenigen Ausnahmen - keine übersäumenden Reaktionen aus. Die neuen Schilder werden kommen und kaum jemand wird den Wechsel wahrnehmen. Was bleibt, ist die Frage: Was zur Hölle passiert mit den ganzen alten Studentenwerks-Schildern? ◀

Freihandel und dunkle Flecken

RUBRIK **Bonn, deine Lehrenden** – Karsten Jung ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie. Im AKUT-Gespräch erklärt er, warum TTIP eine gute Sache, Nordkorea so dunkel und das Auto des US-Präsidenten gar nicht so spannend ist.

INTERVIEW **ALEXANDER GRANTL**

AKUT Kannst du nachts gut schlafen? Oder hast du Angst vor TTIP?

JUNG Ich schlafe prächtig - TTIP macht mir wirklich keine Sorgen.

AKUT Warum nicht?

JUNG Nun, grundsätzlich ist TTIP eine gute und richtige Sache. Dabei geht es mir weniger um die konkreten wirtschaftlichen Vorteile als um geopolitisch-strategische Gesichtspunkte: So betrachtet ist es durchaus sinnvoll, dass wir als »westliche Wertegemeinschaft« gewisse Normen und Standards gemeinsam verhandeln. Man darf auch die Alternative nicht aus dem Blick verlieren: Parallel zu TTIP verhandeln die Amerikaner mit den Asiaten - über eine Trans-Pazifische-Partnerschaft. Ob die Standards, die dabei herauskommen, wirklich höher sind als jene, die die EU mit den USA verhandelt, ist sehr fraglich. Und was würde das für den Wirtschaftsstandort Europa bedeuten, wenn ein solches Abkommen die globalen Standards bestimmte? Das halte ich für potenziell problematischer! Klar, in einer idealen Welt würde man bei TTIP natürlich einiges anders machen - aber die Welt ist nunmal nicht ideal - und wie alle Verhandlungen erfordern auch diese Kompromisse. Das heißt selbstverständlich nicht, dass man die eigenen Werte, Normen und Prinzipien aufgibt. Natürlich: Man muss auch in dieser Situation auf Verbesserungen hinarbeiten! Etwa Druck auf die entsprechenden politischen Verantwortlichen ausüben - denn, dass Schiedsgerichtsverfahren außerhalb des regulären Rechtssystems und unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden, halte ich für falsch. Aber, dass ich diese Kritik teile, heißt nicht, dass ich per se gegen TTIP bin. Wichtig ist, seiner Stimme Gehör zu verschaffen, wie es im Oktober ja auch 150.000 Menschen in Berlin getan haben.

Übrigens: Der VW-Abgas-Skandal zeigt uns ja, dass die europäischen Standards nicht in allen Bereichen die höheren sind. Oftmals haben die USA deutlich höhere Standards, die der Bevölkerung dort auch sehr wichtig sind - die Abgasnorm in Kalifornien, zum Beispiel. Und noch viel wichtiger: Standards im Finanzmarktbereich! Da haben die Amerikaner nach der Finanzkrise viel entschiedener und stärker reguliert als wir in Europa. Und ob man am Ende des Tages lieber ein amerikanisches Chlor-Hühnchen oder ein europäisches Antibiotika-Hühnchen isst, kann ja jeder für sich selbst entscheiden.

AKUT Schön, dass du das Chlor-Hühnchen selbst nennst. Ärgert es dich, dass in der Diskussion so viel darüber - und über Gen-Mais - gesprochen wird?

JUNG Ja, eindeutig. Wenn sich eine Debatte auf dieser Grundlage abspielt, dann hat jemand das Thema einfach nicht kapiert. Dann versteht man die Tragweite des Ganzen nicht. Schon klar, solche plakativen Begriffe lassen sich für Demos schön aufs Transparent schreiben. Aber wenn wir auch auf dem Niveau diskutieren, wird das nicht zum Ziel führen. Man muss einfach zur Kenntnis nehmen: Ja, in bestimmten Feldern sind die europäischen Regularien besser und müssen bewahrt werden. Aber: In anderen Bereichen können wir eben auch von US-Regelungen profitieren.

AKUT Neben den Hühnchen stehen derzeit aber auch demokratiegefährdende Inhalte zur Debatte. Was muss passieren, damit die verschwinden?

JUNG Man kann ganz klar erkennen, dass die berechtigte Kritik in der EU mittlerweile angekommen ist. Die EU-Kommission setzt sich inzwischen dafür ein, dass die Schiedsgerichts-

verfahren anders gestaltet werden. So entfaltet der öffentliche Druck einen sinnvollen Effekt: Er wird zwar nicht dafür sorgen, dass das Abkommen gar nicht zustande kommt, aber, dass es ein besseres Abkommen wird.

Am Ende muss das Abkommen greifbare wirtschaftliche Vorteile für alle Beteiligten bieten und gleichzeitig demokratischen Standards genügen. Das kann auch so verhandelt werden. Da sind wir jetzt noch nicht, aber wir sind auch noch nicht am Ende der Verhandlungen.

AKUT Vom Freihandel zur Planwirtschaft - 2014 hast du für zwei Wochen eine Reise durch Nordkorea gemacht. Das ist ja eher ein ungewöhnlicher Urlaubsort...

JUNG Tja, ich saß oft hier im Büro, las Meldungen über Nordkorea und dachte: Das kann doch echt nicht sein. Da steht dann, die Männer in Nordkorea müssten jetzt alle die gleiche Frisur wie Diktator Kim Jong-un tragen. Oder, dass das nordkoreanische Staatsfernsehen gemeldet hätte, dass sie die Fußball-WM gewonnen hätten. Oft sind das nur Falschmeldungen in den Medien hier. Aber manchmal kann man sich ja sowas echt vorstellen. Kurz: So wenig, wie die Nordkoreaner über den Rest der Welt wissen, weiß der Rest der Welt über sie. Naja, das - und 'ne Bierlaune mit einer Freundin - war der Anstoß.

AKUT Nach der Reise hast du in Vorträgen über deine Einblicke berichtet und Nordkorea als »dunklen Fleck« bezeichnet - wie ist das gemeint?

JUNG Es gibt diese Nachtaufnahme von Nordkorea aus dem All. Und während in China und Südkorea drumherum alles hell erleuchtet ist, ist Nordkorea ein ziemlich dunkler Fleck. Das stellte sich dann vor Ort, in Pjöngjang zumindest, gar nicht so krass dar.



Karsten Jung (34) »So wenig, wie die Nordkoreaner über den Rest der Welt wissen, weiß der Rest der Welt über sie«

Auch da gibt es Neonlichter. Dennoch: Die Bezeichnung »dunkler Fleck« trifft in anderen, wesentlichen Bereichen als der Beleuchtung, zu. Gerade, was Menschenrechte und Grundfreiheiten betrifft. Diesbezüglich ist Nordkorea tatsächlich einer der dunkelsten Flecke der Erde. Auch wirtschaftlich geht's dem Land natürlich nicht gut, die humanitäre Situation ist dramatisch schlecht - beides resultiert letztlich aus der Politik eines Regimes, das die Menschenwürde seiner Bürger nicht achtet und lediglich am Erhalt der Privilegien einer kleinen Elite interessiert ist.

AKUT Wird der dunkle Fleck etwas heller, wenn man näher dran ist?

JUNG Heller vielleicht nicht, aber Nordkorea stellt sich doch ein ganzes Stück anders dar, wenn man das vor Ort erleben kann. Zwar nur aus der Perspektive, die man einem Touristen aus dem Westen - natürlich auch ganz bewusst - präsentiert. Aber, dass in der Hauptstadt Handys fast allgegenwärtig und auch chinesische Prada-Kopien zu sehen sind, hätte man so vielleicht nicht unbedingt erwartet. Klar, außerhalb Pjöngjangs sieht das erheblich anders aus. Und dieser Kont-

rast zwischen der Hauptstadt, die sich mit etlichen Straßensperren vom Land abgrenzt, zum restlichen Nordkorea war auch unerwartet deutlich.

AKUT Was siehst du noch anders, was du vor der Reise nicht erwartet hattest?

JUNG Tja, das ganze bekommt eben ein Gesicht. Im wahrsten Sinne des Wortes: Da lernt man dann seine zwei Reiseleiter kennen, Mr Kim und Mrs Kim - nicht verwandt oder verschwägert. Und Mr Kim war ein spannender Typ! Ende 20, kam gerade von der Universität, wo er Deutsch studiert hatte. Und er sprach ein nahezu perfektes Deutsch, ohne das Land jemals verlassen zu haben. Ein unglaublich aufgeweckter und interessierter Kerl, der mich zum Beispiel detailliert zur Merowingischen Geschichte befragte. Er sprach auch noch fließend Koreanisch, Chinesisch und Englisch. Man hätte ihn am liebsten für ein DAAD-Stipendium vorgeschlagen, doch das geht natürlich nicht. Er konnte auch in den Gesprächen nicht ganz frei sein, hat aber einiges durchblicken lassen. Das hatte wenig mit den Klischees oder Stereotypen über Nordkoreaner zu tun, mit denen man hier immer wie-

der konfrontiert wird. Nichts von den gleichgeschalteten Massen, die man sonst im Fernsehen sieht. Ein ganz konkretes Individuum - das war sehr spannend.

AKUT Du hast gesagt, man »besichtigt« nicht nur Unfreiheit, sondern man wird auch selbst unfrei. Wieso?

JUNG Ja, das ist definitiv so. Auch, wenn das der Lage natürlich nicht wirklich gerecht wird - die Nordkoreaner haben eine unendlich viel schwerwiegendere Unfreiheit zu ertragen als Touristen, die das Land in einer Art Luxusblase bereisen - und es danach ungehindert wieder verlassen können. Trotzdem: Man bekommt ein Gespür dafür, wie es ist, ohne diese ganzen Selbstverständlichkeiten zu leben. Wir konnten uns da nicht entscheiden, ob wir noch mal eben in die Stadt wollen, ob wir jetzt gerne etwas essen möchten oder nicht. Wenn es Essen gibt, dann wird auch gegessen und alleine in die Stadt zu gehen, ist ohnehin tabu. Man begibt sich in dieses System und liefert sich ihm ein Stück weit aus.

AKUT Von einem sehr unfreien Land zum Land der Freiheit: Du hast ein Jahr an der privaten American Uni-



Jung in der demilitarisierten Zone, die die Koreanische Halbinsel in Nord- und Südkorea aufteilt

versity in Washington, D. C. studiert. Was kann eine US-Uni besser als eine deutsche?

JUNG Also ich kann höchstens für meine sprechen: Die war einfach extrem gut vernetzt, mit allem, was es in Washington an Think Tanks und politischen oder Nichtregierungsorganisationen gibt. Dieses Netzwerk war großartig und davon konnte man wirklich profitieren. Da konnte man auch jenseits von allem Akademischen in den Politikbetrieb eintauchen und das sehr »prozesshafte« Wesen des politischen Alltagsgeschäfts mitbekommen. Was ich zudem für eine sehr gute Lebensentscheidung halte: Die Amerikaner machen nach ihrem Bachelor oft was Praktisches. Die gehen für ein oder zwei Jahre arbeiten und kehren erst dann für den Master an die Universität zurück. Das macht die Diskussionen in den Seminaren da ganz anders: Die Leute können alle auf ihre eigenen praktischen Erfahrungen aus völlig verschiedenen Feldern und Ländern zurückgreifen. Das ist echt eine Stärke!

AKUT Und fühlt man sich in Washington näher bei den mächtigsten Menschen der Welt?

JUNG Puuh, klar, manchmal sieht man eine Autokolonne durch die Stadt fahren. Aber das ist dann relativ normal.

Da schreit man nicht jedesmal: »Oh, da fährt der Präsident durch die Stadt!!!« Für mich war viel spannender, was so zwei Ebenen darunter, im Hintergrund abläuft: Etwa, wenn sich jeden Mittag irgendwo in ein paar Büros 20 Leute treffen, die dann aktuelle Fragen der Weltpolitik diskutieren. Und das auf einem Niveau, das immens ist. Da kann sich dann jeder dazusetzen und was sagen oder nichts sagen. Aber das zu sehen, wie so maschinenraummäßig Politik gemacht wird, hinter den Kulissen, ist viel eindrucksvoller als so'ne Autokolonne.

AKUT Und zurück in Deutschland hast du dich dann irgendwann entschieden, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen?

JUNG Nö. Endgültig entschieden habe ich mich da noch nicht.

AKUT Du hast zwischendrin ein paar Jahre für die Unternehmensberatung McKinsey & Co. gearbeitet - warum jetzt nicht mehr?

JUNG Für mich gibt's drei Dimensionen, die so einen Job ausmachen: Die Inhalte, die Prozesse und die Menschen. Letztlich war es die inhaltliche, die den Ausschlag gab: Wie man die Kundenschaft für Siemens-Telefone vergrößert ist nichts, was mich morgens wirklich

aus dem Bett bringt.

Aber die Prozesse waren spannend. Eine sehr intensive Teamarbeit. Zusammen an Fragestellungen arbeiten, sich sehr konzeptionell Lösungen überlegen, lösungsorientiert arbeiten. Das hat mir gut gefallen. Und die Leute waren auch sehr cool. Man kommt da zu so einer Einführungsveranstaltung - für alle, die nicht BWL studiert haben - irgendwo in Boston. Und dann sitzt man da in einem Firmengebäude - rechts ein Kerl, der gerade seinen Abschluss in Atomphysik gemacht hat, links jemand, der zwei Jahre als Missionar in Haiti gelebt hat. Absolut bemerkenswert. Und jeder hat eine geile Geschichte zu erzählen. Ich finde, was immer man tut, das sollte man mit Leidenschaft und Begeisterung tun. Am besten: Man sollte sich leidenschaftlich für was begeistern.

AKUT Noch ein Wort zum Abschluss, bitte.

JUNG Europa ist eine wichtige Sache. In letzter Zeit ist es an vielen Fronten - Eurokrise, Flüchtlingskrise, und so weiter - vor allem mit Kritik konfrontiert. Wenn wir ein besseres Europa wollen, dann müssen wir auch selbst etwas dafür tun. Deshalb würde ich sagen, auch auf die Gefahr hin, Bau- marktwerbung zu zitieren: Mach' es zu deinem Projekt! ◀

Fragen kostet nichts

Beratungsangebot – Ärger mit dem Chef? Oder dem Vermieter? Der ebay-Kauf entspricht nicht den Erwartungen? Bei rechtlichen Fragen sollte man einen Anwalt aufsuchen – nur: Der kostet Geld. Bonner Jurastudierende bieten seit kurzem eine kostenlose Alternative.

VON JOHANNA DALL'OMO

Während ihres Jurastudiums lernen Jurastudierende oft nur Definitionen auswendig und kauen Gerichtsurteile durch. Den ersten praktischen Einblick in den juristischen Alltag bekommen sie jedoch oft erst im Referendariat. Die Idee der Lawclinic bietet Studenten der Rechtswissenschaften direkt ab dem ersten Semester die Möglichkeit, echte Fälle zu bearbeiten. So bekommen sie Übung und sind besser auf das spätere Berufsleben vorbereitet. Auf der anderen Seite wird Mandanten mit einem Rechtsproblem die Möglichkeit gegeben, ihren Fall kostenlos bearbeiten zu lassen. Die Idee ist grundsätzlich nicht neu. Man kann sich von Medizinstudierenden behandeln lassen, von Frisör-Azubis die Haare schneiden lassen und diese profitieren davon immer auch selbst. Die Lawclinic hat dieses Konzept auf juristische Fälle übertragen.

In Bonn existiert die Lawclinic seit Mai diesen Jahres. Aktuell sind bereits mehr als 100 Bonner Studenten und Studentinnen der Rechtswissenschaften bei dem Programm angemeldet. Etwa 30 von ihnen bringen sich aktiv in die Beratungen ein. Von den Fällen, zwischen 10 und 20 neue pro Woche, können momentan, aufgrund der Kapazitätsgrenze, noch nicht alle angenommen werden.

Bei der Umsetzung der Idee in Bonn half Professor Dr. Michael Beurskens den Studierenden. Er ist der Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht der Uni Bonn und hatte zuvor schon beim Aufbau der Lawclinic in Düsseldorf geholfen. Zusammen mit anderen Betreuern unterstützt er die angehenden Juristinnen und Juristen und stellt eine korrekte Beratung sicher.

Um das Risiko gering zu halten, gibt es eine Grenze des Streitwerts bei 800 €. Das heißt, dass der Wert des Gegenstandes, um den es geht, diese

Grenze nicht überschreiten darf. Fertiger ausgebildet sind die Studierenden schließlich noch nicht. Damit solche »fertigen« Anwälte das Angebot nicht als kostenlose Konkurrenz ansehen, bemüht sich die Lawclinic aktuell um eine Zusammenarbeit mit einigen von ihnen. Zusätzlich sind die Teilnehmer abgesichert, da sie nicht für Berufsfehler haftbar sind, sondern nur für grobe Fahrlässigkeit. Das heißt, es wird nur das von ihnen erwartet, was ein Studierender im jeweiligen Semester auch schon wissen kann. Die Teilnehmer der Lawclinic haben, gegenüber den »echten« Anwälten, aber auch einen Vorteil. Sie sind engagiert, motiviert und bereit, Zeit zu investieren. So suchen sie auch mal juristische Fundstellen raus, für die sich ein Anwalt bei einem Streitwert von 100 € vielleicht nicht die Mühe machen würde.

Wer selbst eine Rechtsberatung braucht, findet auf www.lawclinic.de ein Formular, über das der Fall geschildert werden kann. Professor Beurskens überprüft dann, ob der Fall für die Lawclinic geeignet ist, versieht die Unterlagen mit Hinweisen und stellt sie den teilnehmenden Studierenden in einem eigenen Intranet zur Verfügung. Diese können dann selbstständig entscheiden, welchen Fall sie bearbeiten möchten. Daraufhin nehmen sie Kontakt mit dem Mandanten auf und erarbeiten zusammen eine Lösung für das Problem.

Wer das Glück hat, keinen juristischen Rat zu brauchen, für den lohnt sich trotzdem ein Klick auf die Internetseite. In der neuen Rubrik »Berater des Monats« werden die Teilnehmer der Lawclinic und ihre Fälle vorgestellt. ▶



Alltag

DARBOVEN-AUSSTELLUNG

Unbequem

Zeit und Zeitgeschichte mit Hilfe von Buchstaben und Zahlen sichtbar machen - das wollte die Konzeptkünstlerin Hanne Darboven mit ihren Arbeiten erreichen. Bis zum 17.01.2016 zeigt die Bundeskunsthalle nun eine Retrospektive ihres umfassenden Werks. Die Vielfalt des künstlerischen Schaffens Hanne Darbovens zeigt sich allein schon an der Bandbreite der von ihr verwendeten Materialien: Die 2009 verstorbene Darboven arbeitete mit Schrift, Fotos, Postkarten, Musik, Puppen, Flaggen, Zeitungsausschnitten und Skulpturen. Die Ausstellung zieht einen sofort in ihren Bann. Paradoxerweise gerade weil ihre Arbeiten dem Betrachter einen direkten Zugang

verweigern. Der erste Eindruck überfordert, aber löst dadurch auch eine heftige, emotionale Reaktion aus. Wie man sich fühlt, vor diesen wandhohen Collagen aus Fotos, Zahlen und Buchstaben, muss man erleben. Darbovens Kunst ist fordernd und unbequem - in gedanklicher und ästhetischer Hinsicht. Darbovens Suche nach etwas Übergeordnetem, das so etwas wie existenzielle Wahrheit verspricht, ist allgegenwärtig in ihren Arbeiten. Gleichzeitig aber kommentiert sie die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen ihrer Zeit. Ihre Konzeptkunst ist einzigartig und der optische Eindruck lässt sich schwerlich auf einem Foto einfangen und so auch - Gott sei Dank! - nicht auf einer Postkarte im Museumshop erwerben. Um der optischen Überforderung Einhalt zu gebieten, gibt es neben jeder Installation Abreißblätter mit Erläuterun-



gen, die der Besucher mitnehmen kann. Hier werden die gedanklichen Konstrukte hinter den Arbeiten erklärt und man scheint Darbovens Sicht der Welt ein Stück näher zu kommen. Beim Versuch, sich dieser sperrigen Künstlerin zu nähern, hilft ein Film, in dem Darboven von ihrer Kunst und ihrem Lebensstil frei vom Gender- und Gesellschaftskorsett spricht. Eine wahnsinnige Ausstellung eines wahnsinnigen Werks. **Hannah Rapp**



BONN IN ZAHLEN

34.500

Eintrittskarten wurden in diesem Jahr im Hauptprogramm des Beethovenfestes angeboten. Das sind deutlich weniger als in den Vorjahren. Vorbild für das Klassikfest, das jährlich im Herbst in Bonn und Umgebung stattfindet, ist ein dreitägiges Musikfest, das schon anno 1845 zur Einweihung des Beethoven-Denkmal auf dem Münsterplatz stattfand. Auch Franz Liszt gab sich damals als Dirigent die Ehre. 1998 wurde die Internationale Beethovenfeste Bonn gGmbH als Träger für ein regelmäßig stattfindendes Fest gegründet. Die neue Intendantin Nike Wagner wählte in diesem Jahr das Motto »Veränderungen«, versicherte

jedoch, das »Zentralgestirn Beethoven bleib[e] und schick[e] seine energetischen Strahlen durch alle Veranstaltungen«. Teil der Veränderungen war neben musikalischen Variationen die Einbindung junger, zeitgenössischer Kunst-Sparten: Tanz und Performance, sowie verschiedene Diskussionsrunden. Das Festival zog 30.000 Besucher an, das entspricht einer Auslastung von 87 Prozent. Schüler und Studierende kommen stets ermäßigt in die Konzerte, bei ausgewählten Veranstaltungen schon für kleine acht Euro an der Abendkasse. Wer das klassische Ambiente schätzt und gerne im mausgrauen Gehrock umherläuft, kann sich als B-Teamer bewerben und Programmhefte verteilen, Rollatoren umherschoben, Türen öffnen, Plätze anweisen oder Karten verkaufen. Das nächste Beethovenfest findet vom 9. September bis 9. Oktober 2016 statt. Das Programm steht im kommenden Frühjahr fest. **Laura Breitkopf**

Bonn muss keine Weltstadt sein

LEITARTIKEL Die in Bonn verbliebenen Bundesministerien stehen erneut zur Debatte. In der Bundesstadt ist man darüber empört und pocht auf die Einhaltung des Berlin/Bonn-Gesetzes. Eine Reise nach Berlin zeigt aber: Das Problem ist Bonn selbst.

VON PHILIPP BLANKE

Für den gebürtigen Bonner Ludwig van Beethoven war es kein schöner Sommer. Sein Geburtsort verweigerte ihm nach langem politischem und gesellschaftlichem Streit ein eigenes Festspielhaus (Bericht auf Seite 22). Im September bot das Beethovenfest dann die Möglichkeit ein paar Götterfunken über den Streit regnen zu lassen, doch Bonns designierter Oberbürgermeister Ashok-Alexander Sridharan brachte im Interview seine Bedenken über die vom Stadtrat beschlossene »teure« Sanierung der Beethovenhalle zum Ausdruck. Damit war es um die Seelenruhe wieder geschehen.

In so einem Fall fährt man erstmal nach Berlin. Das mag jetzt zynisch klingen, aber in der Hauptstadt widmet man sich in Gestalt der Berliner Philharmoniker dem sinfonischen Gesamtwerk Beethovens. Das ist Balsam für die geschundene Seele.

Es ist ein bemerkenswert erheitendes Erlebnis, die Philharmoniker in Berlin zu erleben. Der überaus sympathische Brite Sir Simon Rattle dirigiert Beethoven ohne viel Aufhebens zu machen. Wie dieser Beethoven voller Spannung und Klarheit in die Welt getragen wird, ist eindrucksvoll.

Generell erscheint Berlin als Bühne alles Möglichen. Friedrichshain und Kreuzberg zu besuchen ist ein Muss, um schnell noch die letzten Reste einer nun dahinsiechenden alternativ-anarchischen Lebenskultur sehen zu können. Doch trotz allem ist Berlin weltgewandt; es strotzt vor Erasmus-Studenten und jungen Start-up-Performern.

Inmitten dieser Bonnflucht platzen die Eilmeldungen über die Äußerungen der Bundesbauministerin Barbara Hendricks. Sie fordert eine neue Regelung für die Standortaufteilung der Bundesministerien. In Bonn befürchtet man die Schließung der verbliebenen Behörden. Fernab der Bundesstadt kommt man ins Grübeln. Liebes Bonn, und nun? Man bekommt ja fast schon Mitleid mit dir! Dich machte man erst zur Hauptstadt, dann zu einer Größe am Rhein; später, in den 90er Jahren, baute man dir sogar einen neuen Plenarsaal! Du dachtest, du wärest nun für immer Hauptstadt. Und dann war 1999 alles vorbei. Mit den Abgeordneten ging die Hauptstadt nach Berlin, der Rest ist bekannt.

Seit dem Wegzug gilt für Bonn: Der Strukturwandel ist notwendig und in vollem Gange. Doch wohin soll es denn eigentlich gehen? Die Bonner Selbstdarstellung ähnelt der eierlegenden Wollmilchsau. Bonn könne von Wissenschaftsstadt über Universitätsstadt, UN-Stadt, klar auch Beethovenstadt, alles; 2020 will sie auch noch Fahrradhauptstadt werden. Es scheint, als wolle man den verlorenen Hauptstadt-Status mit Etiketten aller Art kompensieren.

Man sollte es sich am Rhein einfacher machen. Bonn, das war im 17. und 18. Jahrhundert der beschauliche Wohnsitz der Kölner Kurfürsten, und später Ruhesitz wohlhabender Bürger. John le Carré, britischer Schriftsteller und in den 60er Jahren Diplomat in der Bundesrepublik, schrieb das Buch »Eine kleine Stadt in Deutschland«. Er meinte damit - genau: Bonn. Wenig

schmeichelhaft beschrieb er die Stadt »als Wartesaal für Berlin«. Kurzum: Bonn war nie ein bedeutender Nabel der Welt, nie eine Metropole.

Es geht darum, zu erkennen, dass man zwar so arm, aber nie so sexy wie Berlin werden kann. Dass einem der Weltstadt-Glanz schlichtweg fehlt. Und es geht keineswegs darum, Bonn schlecht zu reden. Die Bonn-Debatte sollte sich nur endlich ihrer Prämisse entledigen, nach der Bonn eine Stadt von Weltrang sei, bzw. sein müsse. Befreit Bonn von dieser Bürde! Es ist keine Schande, »Bundesdorf« genannt zu werden. Der Hauptstadt-Status war ein glückliches Ereignis der Geschichte.

Liebes Bonn, stelle dich einer nüchternen Bestandsaufnahme! Du bist nicht groß und weltstädtisch. Du bist ein schmucker kleiner Ort am Rhein, der oben in der Tabelle mitspielt - aber das eher in der zweiten Liga. Wage dich nicht allzu hoch hinauf, sondern sei auch mit weniger zufrieden. Du kannst nicht international und weltoffen sein, wenn du vom Münsterplatz die Klangwelle verbannst! Sei ehrlich zu dir selbst, auch wenn es manchmal schmerzt. Und wenn du dir mal nicht gefallen solltest, dann ändere dich. Doch bedenke, dass dann jeder seinen Teil dazu beitragen muss - auch auf Kosten der eigenen Komfortzone.

In einem Beitrag für das NDR-Satiremagazin »extra3« beklebte Reporter Tobias Schlegl 2011 ein Bonner Stadtschild mit den Worten »Vorort von Köln«. Nun, das wird Bonn nun wirklich nicht gerecht. Aber erst in der Übertreibung erkennt man ja meist den wahren Kern. ◀

Mittelmäßig

Friendship 2.0

Freundschaft hat sich in den letzten Jahren extrem verändert. Freunde hat man heute nicht mehr nur in seiner Stadt, sondern auf der ganzen Welt - und vor allem im Smartphone. Die Anzahl der WhatsApp-Nachrichten (und insbesondere die, der geschickten Bilder und Sprachnachrichten) wird zum Indikator für eine gelingende Freundschaft. Nicht mehr die Qualität eines ausgedehnten Kaffeeklatsches

oder Bierchen-Trinkens steht im Vordergrund, sondern die kalte Quantität des immer-auf-dem-neuesten-Stand-Seins. Ich will nicht wie eine verschrobene, hinterwäldlerische Technik- und Fortschritt-Verteuflerin klingen, aber zumindest manchmal sollte man sich an die goldenen Schulhof-Tage der Freundschaft erinnern! Darum: Weniger andauerndes Zugeballere mit Nachrichten und mehr Zeit für Pokémonkarten und Poesiealben. **Hannah Rapp**

Schön hier



Fragen, die keiner stellt:

Wieso fühle ich mich in der Tiefgarage am Hauptgebäude immer so alleine?

(Weil sie seit 2012 geschlossen ist und erst 2017 wieder eröffnet werden soll)

Stimmt schon.



Was hat **Julia** (24, Englisch, Französisch auf Lehramt) wirklich gesagt?

- 1 »Ich gewann in den USA eine Pie-Eating-Challenge«
- 2 »Ich habe ein thailändisches Kinderbuch geschrieben«
- 3 »Ich habe schonmal Nicolas Sarkozy vom Pferd geholfen«

HINWEIS: — BONN IST WITZIG —

Wo ist denn hier der Anfang?
Du suchst nach dem Anfang? Ich finde schon das Endenich!

Das können Sie laut sagen

VON LAURA BREITKOPF

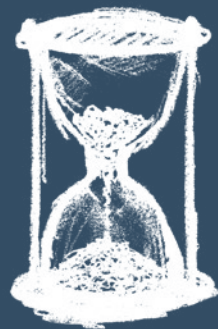
In ihrer Pressemitteilung vom 10. August 2015 kündigt die Stadt Bonn die Wanderausstellung »NRW wird leiser« im Stadthaus an - eine Initiative des Landesumweltministeriums im Kampf gegen Straßen- und Nachbarschaftslärm. In Bonn sicherlich überflüssig, wissen wir doch schon längst um die schädliche »Belastung durch unerwünschte oder zu laute Geräusche«, und haben sogar die traditionelle Klangwelle abgeschafft, ha! Doch was ist das? Anscheinend haben wir rebellische Oberbürgermeis-

ter. Jürgen Nimptsch drückte eine gelockerte Freizeitlärmrichtlinie durch und heute für seine Bürger acht zusätzliche Tage im Jahr heraus, an denen »seltene Ereignisse« in ungewöhnlicher Lautstärke stattfinden dürfen. Und der designierte Häuptling Ashok-Alexander Sridharan (wir alle haben durch die Wahlkampfplakatierung das Gefühl, in seiner Nachbarschaft zu leben) warb gar mit der Ansage »Bonn bleibt laut! Wird in Bonn nun etwa doch nicht zum Zapfenstreich jeglicher guter Laune geblasen?

Sanduhr

Der Tod lässt auf sich warten
und ich weiß nicht so genau,
doch müsste ich nun raten,
dann bin ich ihm wohl zu schlau.

Denn fällt dann doch
das letzte Korn,
dreh ich sie um
und zähl von vorn.



Florian Eßer

Hasslikon

BA|SIS, die/das; angeblich ein elektronisches Vorlesungsverzeichnis mit der (Un-)Möglichkeit, Module und Prüfungen anzumelden. Das Akronym »BASIS« steht für »Bonner allgemeines Studierenden-Informationssystem« - nein, Scherz beiseite, tatsächlich bedeutet B. nichts anderes als »beinahe allgegenwärtiger Schreck im Studierendenalltag«.

B. ist zugleich Grundlage der sog. *B.-Verschwörung*[↑], die darin besteht, Studierenden einzutrichtern, das Online-Programm würde ihnen bei der Planung ihres Studiums helfen. Bis sie merken, dass sie in einem ausgeklügelten System aus Täuschung und Betrug stecken, ist es in der Regel zu spät, die Anmeldephase ist längst vorüber.

Verantwortliche hinter dieser Maschinerie ausfindig zu machen, ist unmöglich. Meist erklärt man sich für nicht verantwortlich, aber alle sind beschäftigt - womit eigentlich? Woanders gibt es stattdessen Menschen, die so einflussreich sind, mit einem Klick alle möglichen Dinge in B. einzuspeisen.

B. gilt vielen Studierenden als Hassobjekt - und zwar proportional zur Anzahl der in Bonn studierten Semester. Es fragt sich, was noch kommen soll, wenn das nur die Basis ist?



SCHON gewusst?

Vom Dienstzimmer des Rektors führt ein Geheimgang in den **HARIBO**-Shop.

Hörsaal I wurde 2007 mit dem **Wirbelbruch**-Award des Bundesverbandes deutscher Physiotherapeuten ausgezeichnet.

Die Bauarbeiten am Uni-Hauptgebäude tarnen nur die Umwandlung der Türmchen in **Raketen**-Startvorrichtungen.

Die Gesamtfläche des Hofgartens ist elf Mal so groß wie das **Saarland**. Das entspricht etwa 53.000 Lkw-Ladungen Badewannen.

Im Winter 1992/93 war das Poppelsdorfer Schloss Drehort der **RTL**-Soap »Uni-Sex«, die schon vor ihrer Ausstrahlung abgesetzt wurde.



Es war einmal ein Festspielhaus

Beethoven! – Dies war die Geschichte eines Festspielhauses. Ursprünglich. Jetzt ist es die Geschichte keines Festspielhauses. Sie ist Märchen, Krimi, Theaterstück, Posse und Trauerspiel in einem. Vielleicht auch eine kleine Abhandlung über Geld. Und Kultur. Und Beethoven.

VON LAURA BREITKOPF

Sommer 2007. Es ist schwülwarm in Bonn, die Luft steht. Später wird man feststellen, dass 2007 das zweitwärmste und feuchteste Jahr der Region seit Beginn der Wetteraufzeichnung ist. Kein guter Zeitpunkt, um gewichtige Entscheidungen zu treffen. Gedanken plätschern träge dahin, sind nur schwer in der Lage, die eh schon behäbigen bürokratischen Mühlen anzutreiben. Am 13. Juli gelingt es der Stadt Bonn dennoch, ein Millionenprojekt anzuschieben. Ihrem Kulturrat sitzt die Zeit im Nacken, ein Geburtstag, jedem Bonner wichtiger als Mutters Goldhochzeit, rückt bedrohlich nahe. Im Dezember 2019 wird Beethoven, bekanntester Sohn der Stadt, 250 Jahr alt. Grund genug, ihm das gesamte Folgejahr zu widmen. Und ein neues Haus zu bauen, genauer, ein Festspielhaus, welch prachtvolle Idee. Finden

anscheinend nicht nur die Bonner Ratsleute - Deutsche Post DHL, Deutsche Telekom und Postbank möchten die Baukosten übernehmen, zu Beginn ist die Rede von rund 100 Millionen Euro. Eine Betreiberstiftung soll Geld von Bund, Sparkasse und Rhein-Sieg-Kreis erhalten, der Bundestag sagt gar 39 Millionen Euro zu. Jubel, Trubel, Heiterkeit im Stadthaus.

Aber wohin mit dem neuen Ding? Diskussion. Man wählt das Areal der alten Beethovenhalle. Schön mit Blick aufs Siebengebirge, das hätte Herrn Beethoven sicher gefallen. So weit, so gut. Und wohin mit der Beethovenhalle, dem alten Ding? Wieder Diskussion. Es ist inzwischen Sommer 2009, auch dieser Sommer ist wärmer als normal. Zwei prämierte Architekturentwürfe beinhalten den Abriss der Beethovenhalle - die seit 1990 unter Denkmalschutz

steht. Sie »verkörpert baugeschichtlich die Richtung des »organischen Bauens«, die sich vom »funktionalen Bauen« abhebt. Auch hat sie schützenswerte Inneneinrichtung. Na gut. Aber was nun? Laut Denkmalschutzgesetz dürfte bei einem »überwiegende[n] öffentliche[n] Interesse« trotzdem umgebaut oder abgerissen werden. Kann der Rat hier entscheiden? Müssen die Bürger befragt werden? Oder setzen wir das Festspielhaus einfach neben die Telekom?

Wieder Diskussion. Bis Mitte 2010 wird überlegt, vorgeschlagen, verworfen, gezankt. Der zunächst geneigte Leser ist ermüdet? Die beteiligten Parteien ebenso, Oberbürgermeister Nimptsch und die Sponsoren beschließen, dass das »Projekt vorerst nicht weiterverfolgt werden« soll. Beethoven stöhnt entnervt in die Dunkelheit seiner Wiener Grabstätte: »Freunde, ich

werde auch nicht jünger!« Woher diese Zurückhaltung? Politische Grabenkämpfe? Ist der SPD-Bürgermeister es leid, gegen die schwarz-grüne Ratskoalition anzulaufen? Oder packt Nimptsch immer noch das nackte Grauen, wenn er das Wort »Großprojekt« hört?

WCCB, geistert es durch den Raum, World Conference Center Bonn - der größte Bauskandal der Stadtgeschichte und zugleich ein packender Wirtschaftskrimi. Der General-Anzeiger veröffentlicht in regelmäßigen Abständen Berichte und Folgen seiner inzwischen preisgekrönten Serie »Die Millionenfalle«. Auch hier beginnt alles mit dem frommen Wunsch, nach Abzug des Regierungssitzes nicht in der Bedeutungslosigkeit zu versinken. Um weltweit geachtete UN-Stadt zu werden, benötigt Bonn jedoch noch ein Konferenzzentrum, groß genug, um darin UNO-Konferenzen ausrichten zu können. Ein teurer Traum. Bevor er verworfen wird, erscheint engelsgleich der koreanische Investor Man-Ki Kim auf der Bühne, Begründer der Firma SMI Hyundai. Ohne weitere Kontrolle darf losgebaut werden, voller Sehnsucht nach dem neuen Tagungszentrum. Liebe macht bekanntlich blind. Es folgt eine Verkettung unglücklichster Umstände. Die Baukosten explodieren; um zu sparen, hatte man auf Fachleute verzichtet. Und SMI Hyundai ist leider kein Teil eines großen koreanischen Autokonzerns und besitzt kein Eigenkapital im Millionenbereich. Der Krimi nimmt Fahrt auf und die Staatsanwaltschaft Ermittlungen, 2013 geht das Projekt mit all seinen Kosten auf die Stadt über. Es steht heute immer noch aus, wer den Kredit der Sparkasse Köln-Bonn an den betrügerischen Investor über 100 Millionen Euro zurückzahlen muss - die Stadt hatte mehrere Bürgschaften übernommen. Es ist daher nur allzu verständlich, dass man nur zögerlich ein neues Großprojekt unterstützen möchte und sich ungern einen weiteren weißen Elefanten in den Garten stellt.

Monate vergehen und den Lichtern des Leuchtturmprojekts wird langsam der Sauerstoff abgedreht. Telekom und Post springen ab. Das ist 2011. Muss Beethoven in einer maroden Mehrzweckhalle geehrt werden? Organisch gebaut, aber mit dem Charme einer Provinzmusikschule? Auftritt

Wolfgang Grießl, Unternehmer und Präsident der IHK Bonn/Rhein-Sieg. Grießl&Friends krempeln die Ärmel hoch und gründen einen Förderverein mit dem Ziel, 5000x5000 Euro für das Festspielhaus einzuwerben. Es ist bereits die vierte Initiative pro Festspielhaus. Man mag von dem Projekt halten was man will, der Einsatz ist bewundernswert. Der Deutschlandfunk beschreibt Grießl als bald »missionarisch«, vielleicht ein wenig »verrückt«, auf jeden Fall »beeindruckend«. An seiner Seite engagierte Freunde und Partner - Anhänger Beethovens, versammelt euch! Unter anderem Wolfgang Clement, Wolfgang Schäuble, die berühmten Dirigenten Paavo Järvi und Kurt Masur, Hoteliers und Gastronomen sprechen sich für das Festspielhaus aus. Und auch Leon, 12, scheint verzweifelt: »Von meinen Mitschülern kennt fast keiner Musik von Beethoven. Das muss sich doch ändern!« Potz Blitz, hier packen uns die Fest.Spiel.Haus. Freunde in unserem bildungsbürgerlichen Ehrgeiz! Traurig fügt die 11-jährige Konstanze hinzu: »Menschen sind so: Das Neue lehnen sie immer erst mal ab. Auch Beethoven haben sie ja zuerst abgelehnt.« Nein, wollen wir rufen, nee-ein, wir verschließen uns doch nicht dem Fortschritt. Nein nein. Lasst uns schnell einem bald 250-jährigen toten Komponisten ein millionenteures Haus bauen! Warum möchten Leon und Konstanze eigentlich keinen Skatepark?

Anfang 2015 wird immer noch diskutiert. Die Stadt ist wieder an Bord, frischer Mut wurde geschöpft, Brust raus, Schultern nach hinten. Die Post hat schon einen zweiten Architekturwettbewerb veranstaltet, es liegen drei Entwürfe auf dem Tisch. Am 25. März 2015 lädt der General-Anzeiger zu einer öffentlichen Podiumsdiskussion. Das Festspielhaus wird laut Businessplan im Bau 70 Millionen Euro kosten. Grießl betont, dass dieses Geld von privaten Sponsoren stammen wird, die Stadt stellt lediglich das baufertige Grundstück. Klingt zunächst gut. Aber kann das funktionieren? Hat so etwas je funktioniert?



Was passiert, wenn die Rechnung nicht aufgeht? Wenn die Kosten unerwartet steigen? Wenn der Bauherr insolvent wird? Würde die Stadt ein Festspielhaus in bester Lage einfach halb fertig stehen lassen? Ein Betongerippe, von Vertretern der Bonner Subkultur schnell liebevoll mit Graffiti verziert, als Mahnmal kleinstädtischer Höhenflüge? Oder würde der Hauptsponsor, die Post, sich der Kosten annehmen? Offiziell ist alles abgesichert, die privaten Träger haften. Aber Unbehagen bleibt. Louwrenz Langevoort, Intendant der benachbarten Kölner Philharmonie, kann sich nicht vorstellen, dass mit 70 Millionen Euro ein Weltklassesaal gebaut werden kann. Damit spricht er aus, was viele Kritiker denken - auch der vorgelegte Businessplan wird als überoptimistisch angesehen, er umfasse unter anderem unrealistische oder wenig wünschenswerte Kannibalisierungseffekte mit anderen Kulturangeboten und -institutionen. Hat man sich hier klassisch verschätzt? Verträumt? Oder wird einfach Zwietracht gesät? Auf dem Podium wird die Stimmung hitzig. Direkt auf die nachbarliche Konkurrenz und die Dominanz des »Kölner Platzhirsches« angesprochen verbittet Grießl sich den »süffisanten Unterton« gegenüber seinem »kleinen aber feinen Festspielhaus« und gibt sich überzeugt, es sei »Platz genug für beide Häuser«.

Der Psychologe und Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Daniel Kahneman würde bei der ganzen Debatte wohl vom klassischen Fall eines »Planungsfehlschlusses« sprechen. Die Innensicht eines (emotional) involvierten Planers auf ein Projekt würde oftmals relevante Informationen von eigentlich bekannten Referenzpunkten



Beethovenhalle – Bonns Tempel am Rhein: organisch, praktisch, gut?

- wie etwa Erfahrungen vergleichbarer Projekte - vernachlässigen. Die objektive Außensicht gäbe zumeist eine weit aus verlässlichere Basisprognose als die verständlicherweise »überoptimistische Vorhersage« des Befürworters. Diese Basisprognose bezüglich Kosten und Erfolgchancen könne dann durch das Einbeziehen individueller Besonderheiten des aktuellen Projektes erweitert und korrigiert werden.

Klingt logisch, ist intuitiv sofort nachvollziehbar, ja geradezu absurd klar. Wer würde bestreiten wollen, dass in vielen Situationen der Wunsch Vater eines Gedankens ist, und dass Fürsprecher einer Idee dazu neigen, sich ein optimales Szenario vorzustellen, während vor kritischem Auge ein Horrorstreifen abgespult wird? Ursache vieler unplanmäßiger Kostenexplosionen ist also ein irrationaler Ausgangsplan, gerne gepaart mit im Verlauf der Projektrealisation neu aufkommenden Wünschen. Und mit Pech. Ganz ohne tektonische Plattenverschiebung entsteht so ein Schuldenberg.

Am 15. Juni 2015 steigt die Post als Sponsor aus. Gefehlt habe seit Beginn der »Schulterschluss innerhalb der Stadt«, das zermürbt den willigsten

Geldgeber. Mit dem Ausstieg ist das Projekt Festspielhaus gescheitert. Fassunglosigkeit und Bestürzung herrscht in den Reihen der Freunde und Förderer, Oberbürgermeister Nimptsch bedauert den Schritt gar »außerordentlich«. Vorhang zu.

Was sich liest wie ein spannendes Politstück, ist nur für den schadenfrohen Zuschauer wirklich erheiternd. Schon in der Phase vor der konkreten Planung wurden hier Zeit verschenkt und Gelder versenkt.

Reißerisch gefragt: Was hätten wir allein damit nicht schon alles Schöne anstellen können? Etwa die ZFS, Zentrale für Freiraum und Subkultur. 4,4 Millionen Euro hätte die Bereitstellung des baufertigen Grundstücks die Stadt zudem gekostet. 20 Jahre lang sollten jährlich 500.000 Euro ins Kapital der Betriebsstiftung fließen. Dieses Stiftungskapital hätte zwar nicht angetastet werden dürfen, 10 Millionen Euro wären jedoch auf Jahre gebunden gewesen. Und wenn finanzielle Schwierigkeiten aufgekommen wären, hätte die Stiftung gehaftet. Mäxchen Müller reibt sich an dieser Stelle perplex die Augen, das sind zusammen schon bald 15 Millionen Euro. Im Lichte des

Leuchtturmprojektes stellt sich eine beliebte Grundsatzfrage des Feuilletons: Was ist förderungswerte Kunst?

Beethoven und die klassische Musik zu bewahren ist aller Ehren wert, ein wichtiger und schöner Bestandteil der Kulturlandschaft. Dass von einem solch teuren Projekt der Hochkultur allerdings vor allem ein kleiner, elitärer Kreis von Anhängern der ohnehin schon subventionierten ernsten Musik und Oper profitieren würde, liegt auf der Hand. Bonn würde für (betuchte) Touristen attraktiver, sicher. Aber was ist mit den Einwohnern? Welche Angebote machen eine Stadt besonders lebenswert - die mit der besten Lobbyarbeit, den verwurzeltsten Liebhabern, dem schrillsten Publikum, den lautesten Fürsprechern, der homogensten Anhängerschaft? Leon und Konstanze hätten wir mit dem Festspielhaus gewonnen. Was ist mit denjenigen, die sich einen Skatepark wünschen?

Ach ja, es steht im Raum, die 39 Millionen Euro vom Bund in die Sanierung der Beethovenhalle fließen zu lassen, sollte dieser zustimmen. Das würde der ganzen Debatte nachträglich - quasi posthum - noch einen Sinn bescheeren. ◀

Länger als gedacht

Café Kurzlebig – Eigentlich sollte es nur drei Monate existieren, nun sind es schon drei Jahre. Das Café »Kurzlebig« trägt seinen Namen mittlerweile zu Unrecht – den Kunden ist das egal. Sie haben im »Kurzlebig« eine große Auswahl – zum Essen und Erleben.

VON ALINA SABRANSKY

Was macht man mit einem leerstehenden, großflächigen Raum in einer Häuserreihe in der Rathausgasse, die in nicht allzu ferner Zukunft einem seit Ewigkeit geplanten Kaufhauskomplex weichen soll?

Genau: Man eröffnet ein Café! Das jedenfalls dachten sich Sandra Hinze und ein guter Freund im September 2012. Der Bau des neuen Kaufhauses sollte Anfang 2013 beginnen und die Miete musste noch bis Ende des Jahres gezahlt werden. So der Beginn des Bonner Cafés »Kurzlebig«. Ein Low-Budget Projekt mit dreimonatiger Lebensdauer. Ein Café mit Existenz auf Zeit. Daher auch der Name, der, obwohl mittlerweile schon Oktober 2015 ist, immer noch besteht.

Denn das Projekt läuft gut. Sogar richtig gut! Angefangen hat alles mit der Frühstückerei. Hinze, die Chefin, setzte auf Bio und Fair Trade, kaufte hauptsächlich regionale und saisonale Produkte und bietet bis heute ein Angebot, bei welchem für jeden Geschmack und jede Ernährungsweise etwas dabei ist. Vom einfachen Pott-Kaffee bis zum koffeinfreien Soja-Latte, herzhaft, süß, leicht, mediterran, nordisch oder Englisch... Über fast 40 Gerichte erstreckt sich über die Speisekarte.

Doch so spektakulär die Auswahl, so unspektakulär die Wahl der Kunden: »0815« ist die mit Abstand beliebteste Frühstückerei. Weil das Frühstück so großen Andrang fand, gesellte sich 2013 das Abendbrot dazu, welches seit kurzem durch das Schnitzelgeschäft ersetzt wird. Passend zur Oktoberfestsaison und auch in veganer Variante erhältlich. Außerdem verwandelt sich das »Kurzlebig« seit dem Sommer jedes Wochenende ab 20 Uhr in das »Cotton Café«, eine Jazz und Swing Session mit Musik der 20iger und 50iger Jahre. Ab und zu gibt es auch kleine Live-Auftritte von Independent Künstlern und



sogar ein Poetry-Slam wurde erst kürzlich veranstaltet. Newcomer sind dort immer herzlich Willkommen und gerne gesehen, denn auch sie sind Teil des besonderen Charmes, den man dort, egal ob zum Frühstück oder abends, immer spürt. Dieser spiegelt sich auch in der Einrichtung wieder, die, zwar nicht top-modern sondern eher improvisatorisch angehaucht ist, vor Liebe zum Detail nur so strotzt. Der Second-Hand Lampenschirm im Schaufenster oder das kleine Bücherregal ganz hinten in der Ecke mit den Kniffelbechern auf der Ablage – alles fügt sich irgendwie zusammen. Unterstützt wird das »Kurzlebig« dabei von zwei Künstlern: »Retrolust« und »Elizas kleine Engelsecke«. Beide stellen handgefertigte Wohnaccessoires her – aus Materialien vom Trödelmarkt. Alles Unikate und im Schaufenster zu bewundern, vom stylischen Kuchenständer aus alten Vinylplatten bis hin zum selbstgestrickten Topfuntersetzer. Genauso vielfältig wie das Essen, die Einrichtung und die Musik, ist auch das Publikum. Jede Generation, jedes Geschlecht und jeder Gaumen ist dort vertreten! Doch im März 2016 soll nun Schluss sein. Ausschlaggebend dafür sind allerdings nicht das geplante Kaufhaus und der

daraus resultierende Abriss des Bonner Viktoriaviertels, in dem sich auch das »Kurzlebig« befindet. Durch die Entscheidung, von vorneherein nur kurzlebig zu sein, würde der Abriss das Café nicht so gewaltig treffen wie das Café Blau oder das koreanische Restaurant mandu, welche ihre gesamte Existenz in ihr Geschäft gesetzt haben.

Nein, die Zukunft des Café »Kurzlebig« steht und fällt mit dem Abendgeschäft, das zwar gut, aber eben nicht so gut läuft wie die Frühstückerei.

Das muss sich ändern! Nachdem nun nacheinander immer mehr Cafés in der Bonner Innenstadt schließen, wäre der Verlust des »Kurzlebig« nur eine traurige Anreihung an die jüngsten Ereignisse. Man bedenke das Ende vom Café Göttlich und Café Goldbraun.

Aber diesmal können wir etwas gegen den drohenden Kaffeekulturverlust tun! Wir können helfen, dem »Kurzlebig« eine langlebige Bleibe zu finden. Denn weitermachen will Sandra Hinze. Wer also eine passende Location kennt, sollte sich bei ihr melden. Bei Erfolg erwartet den Retter ein Jahr lang kostenloses Frühstück. Hört euch um! Und: Neben dem Frühstück empfiehlt sich auch das Abendessen im »Kurzlebig«.

»Sinnflut« für die Fußgängerzone

Bürgerinitiative – Drei Studentinnen wehren sich gegen das Café-Sterben in der Bonner Innenstadt – nicht nur mit einer Facebookseite. Die ehemaligen Mitarbeiterinnen des Café Goldbraun haben Größeres im Sinn.

VON SOPHIE LEINS



Sarah Waschke, Vesna Schierbaum und Julia Ihde vor dem geschlossenen Café Goldbraun

Wer derzeit aus dem Hauptgebäude in Richtung Fußgängerzone auf die gegenüberliegende Fürstenstraße blickt, dem präsentiert sich in der ehemaligen Flaniermeile ein trauriges Bild: links die leerstehende Buchhandlung Bouvier, dahinter eine Baustelle und rechts die zugeklebten Scheiben des Café Goldbrauns, eines weiteren privaten Cafés (nach dem Göttlich), das dicht machen musste. Mit der verwaisten Fürstenstraße, die wegen Baulärm und Franchise-Ketten kaum noch zum Verweilen einlädt, stirbt ein weiteres Stück Kaffeekultur in der Bonner Innenstadt. Immer mehr kleine, individuelle Cafés und Geschäfte können bei den steigenden Mieten nicht mehr mithalten und werden durch unpersönliche Ketten, Klamottenriesen und austauschbare Backshops verdrängt.

Kulturcafé statt Konsumdrang

Doch genau diese Entwicklung wollen drei Bonner Studentinnen, die bis vor kurzem noch im Café Goldbraun hinter der Theke standen, nicht mehr hinnehmen und gründeten deshalb die Bürgerinitiative »Freie Kaffeekultur Bonn«. Diese prangert die kulturelle Verarmung der Bonner Innenstadt an und will ihr entgegenreten – durch die Gründung eines individuellen Cafés mit Charme. Mit ihrer Initiative haben Vesna Schierbaum, Julia Ihde und Sarah Waschke einen Nerv getroffen. Seit August hat ihre Facebook-Seite über 1000 Likes bekommen, der General-Anzeiger und die WDR Lokalzeit berichteten.

An einem grauen Oktoberabend trafen sich Vesna, Julia und Sarah mit der AKUT im Café Blau, eine der letzten Café-Alternativen, direkt um die Ecke

ihres ehemaligen zweiten Zuhauses. Die drei jungen Frauen erzählen, wie es zu der Idee kam. Als sie im Sommer erfahren haben, dass das Goldbraun schließe, seien sie und ihr Freundeskreis – allesamt Mitarbeiterinnen oder Stammkundschaft des Cafés – nicht nur total niedergeschlagen, »sondern auch ein bisschen wütend« gewesen über das, was da gerade passiere, erklärt Julia. Sie ist Master-Studentin der Philosophie, 24 Jahre alt und so eloquent, dass man ihr gut und gerne einen Posten als Pressesprecherin zutraut.

Vor allem stand für die Gruppe aber die Frage im Raum, wo sie denn in Zukunft überhaupt noch gemeinsam abhängen sollten. Nach der Schließung der günstigen Studi-Cafés Göttlich und Goldbraun sei schließlich selbst unser Treffpunkt, das Café Blau, durch den geplanten Abriss des Viktoriaviertels

bedroht. Aber warum ging das beliebte Café Goldbraun überhaupt pleite, wo es sich doch in idealer Lage zwischen Uni und Fußgängerzone befand?

Vesna, 23 Jahre, studiert in Köln Medienkulturwissenschaft und hat bereits das Auftreten einer selbstsicheren Geschäftsfrau. Sie nennt folgende Hauptgründe für die Schließung des Goldbrauns: Erstens sei die Straßensituation durch den Baulärm und den Wegfall von Bouvier immer weniger attraktiv geworden. Zweitens sei aber auch ihr ehemaliger Arbeitgeber mitschuldig, der eine lange Liste an Fehlern begangen habe. So habe das Goldbraun zum Beispiel lange keine Außengastronomie gehabt - und das an einem Traumstandort. Außerdem hätte man nach dem Schluss vom Göttlich durch den Verkauf von Alkohol und längere Öffnungszeiten dessen Publikum binden müssen.

»Wir wollen eine Institution werden«

Doch die drei wollen sich nicht beschweren, sondern es stattdessen einfach besser machen. Die Bürgerinitiative soll nämlich nicht nur über den traurigen Trend berichten, sondern hat ein ganz konkretes Ziel: die Eröffnung eines alternativen Kunst- und Kulturcafés mit dem Namen »Café Sinnflut«. Bei aller Kritik wollen sie dabei eines genauso beibehalten wie im Café Goldbraun: »Wir wollen richtig, richtig guten Kaffee machen - nach Latte-Art«, meint Julia, denn das sei in der Bonner Innenstadt eine Lücke. Das Konzept unterscheidet sich ansonsten aber deutlich vom Goldbraun.

Das neue Café Sinnflut soll auch abends geöffnet sein und eine Plattform für unbekannte Künstler und Musiker darstellen. Tagsüber wird es Ausstellungen geben und abends sind Konzerte, Jamsessions, Lesungen und Diskussionen geplant, erklärt Sarah. Die 23-jährige Kunstgeschichte-Studentin näht in ihrer Freizeit Stoff-Vulven. Auch viele ihrer Freunde sind Teil der jungen kreativen Szene Bonns. An Tatendrang und Motivation fehlt es ihr und ihren beiden Mitstreiterinnen also nicht. »Jeden Tag kommen uns neue megageile Ideen«, meint Vesna begeistert. Für das Café Sinnflut hat sie eine Vision: »Wir wollen eine richtige Institution werden.«

70.000 € Startkapital - dank Crowdfunding könnte es klappen

Gute Ideen sind ja eine schöne Sache, aber damit allein kann man noch lange kein Café eröffnen. Das wissen auch die drei Ex-Kolleginnen. Um ein Café in bester Bonner Lage zu eröffnen, bräuchten sie zunächst einmal mindestens 70.000 € Startkapital. Doch woher nimmt man die als Gruppe idealistischer, aber »armer« Studentinnen?

An dieser Stelle setzen die drei auf die Macht der Masse, oder besser auf deren Finanzkraft. Per Crowdfunding wollen sie auf der Seite www.startnext.com mindestens 40.000 € einsammeln.

Aber 40.000 € sind ja schon eine gewaltige Summe. Ist das nicht ein bisschen naiv? Sarah findet: »Das Gute an Crowdfunding ist ja, dass, wenn viele mitmachen, jeder nicht so viel geben muss.« Die restlichen 30.000 € könnten die drei Freundinnen mit diesem Geld als Absicherung dann zur Not als Kredit bei der Bank aufnehmen. Außerdem gebe es jetzt schon Interessenten, die als stille Investoren teilhaben wollten.

»Viele denken, die spinnen da romantisch vor sich hin«

Aber was ist mit den Cafégründerinnen selbst? Wissen sie überhaupt, was sie da tun? Immerhin ist es etwas anderes, nebenher im Café zu jobben, als selbst eines zu betreiben. Bisher hatten die drei Geisteswissenschaftlerinnen mit Unternehmensgründung und Betriebswirtschaft schließlich gar nichts am Hut. Doch die drei wollen sich nicht als Naivlinge abstempeln lassen. Sie wissen, dass ihr Café rentabel sein muss, denn es soll ja keine Eintagsfliege werden. »Viele denken, die spinnen da romantisch vor sich hin, aber wir meinen das ernst«, meint Julia überzeugt. Ihnen sei bewusst, dass das ein »Vollzeit-job-Plus« sei, doch sie seien dazu bereit. Sehr motivierend sei es, wie viele Leute von der Initiative begeistert seien und ihnen ihre Hilfe angeboten hätten. So steht dem Gründerinnen-Team nun ein Unternehmenscoach beratend zur Seite und auch mit einer Arbeitsjuristin haben sie schon gesprochen. Darüber hinaus wachsen die drei mächtig an ihren Herausforderungen. Mittlerweile kennen sie sich aus mit Rechtsformen und Business-Plänen. Plötzlich müssen die jungen Frauen mit Maklern und



Investoren verhandeln, professionelle Statements abgeben und dabei so auftreten, dass sie bei all dem Idealismus trotzdem ernst genommen werden. Aber: »Wenn man 'ne Idee hat, muss man auch Wege gehen, die einem nicht gefallen«, so Vesna.

»Jetzt zeigen wir es euch erst recht!«

Es hängt jetzt erst einmal alles vom Erfolg des Crowdfundings ab, das seit Ende Oktober online ist und noch bis zum 26. Januar 2016 läuft. Danach warten neue Hürden wie die Suche nach einer passenden Location und jede Menge Bürokratie. Doch Vesna, Julia und Sarah treibt ihr Idealismus, die Aussicht auf ein sinnstiftendes Lebensprojekt und auch die Liebe zu Bonn, die sie noch nicht aufgeben wollen. Sie können sich sogar vorstellen, es selbst dann zu probieren, wenn das Crowdfunding scheitert. In keinem Fall wollen sie sich vom vermeintlichen Realismus der Zweifler abschrecken lassen, erklärt Julia: »Jedes Mal, wenn wir hören, dass das Ganze nicht klappen wird, denken wir uns: Jetzt zeigen wir es euch erst recht!«

MEHR INFOS ➔

Weitere Informationen zur Bürgerinitiative gibt's im Internet unter
 ➔ freiekaffeekultur.de
 ➔ facebook.com/fkkbonn
 ➔ startnext.com/cafesinnflut



David gegen Goliath

Bürgerinitiative – Fast jeder Bonner Studierende saß schonmal im Café Blau, hat im Blow Up gefeiert oder eine Hausarbeit in einem Copy-Shop im Viktoriakarree drucken lassen. Das könnte bald vorbei sein, wenn dort ein Einkaufszentrum entsteht. Doch: Die Anwohner wehren sich.

VON JOHANNA DALL'OMO

Kleine Geschäfte mit Herz oder große Konsumketten? Diese Frage stellt sich in Bonn zurzeit an fast jeder Ecke. Zuerst musste die Buchhandlung Bouvier schließen, dann verlor Bonn sein traditionsreiches Schreibwarengeschäft Carthaus, das Café Göttlich und vor kurzem auch das Café Goldbraun. Die Gründe für die Schließungen mögen unterschiedlich gewesen sein und doch tragen sie dazu bei, dass das Bonner Stadtbild sich wandelt. Die nächste große Veränderung, in unmittelbarer Nähe zu unserer Uni, soll das Einkaufszentrum »Kaufhaus Viktoria« sein, das im Viktoriakarree entstehen könnte. Dieser Fall spaltet seit Monaten die Gemüter. Insbesondere zeigt er aber, was Bürger bewegen können, wenn sie sich für ihren Lebensraum, ihre Geschäfte und ihre Existenz einsetzen.

Begonnen hat alles am 18.06.2015, als der Bonner Stadtrat mit mehrheit-

lichem Beschluss für den Verkauf der städtischen Grundstücke des Viktoriakarrees an eine Tochtergesellschaft der SIGNA stimmte. Diese plant dort eben jenes »Kaufhaus Viktoria«. Problematisch ist, dass die SIGNA die Ausschreibung für dieses Bauprojekt mit nur 2,5 von 6 Punkten gewonnen hat. In der Uni wäre man damit gnadenlos durchgefallen. Da keiner der beiden Bewerber die Erwartungen des Rates voll erfüllte, sprachen sich u. a. die Grünen, die dagegen stimmten, für eine Aufhebung der Ausschreibung aus. Aber die SIGNA bekam den Zuschlag, so war sie wohl von den Beiden das kleinere Übel. Im Folgenden gab es Anschuldigungen der Grünen, die Stadt hätte dem Verkauf und somit der Mall schon seit Jahren zugearbeitet. Hierfür spricht, dass die SIGNA schon seit 2012 auf ihrer Internetseite das »Kaufhaus Viktoria« bewirbt. Auch früher geriet Österreichs größtes privat geführtes Immobilien-

unternehmen immer wieder in die Schlagzeilen. Die undurchsichtigen Strukturen der Firma, der unter anderem die Karstadt Warenhaus GmbH gehört, sorgen immer wieder für Verdächtigungen. So sollen z.B. innerhalb der SIGNA-Gruppe Immobilien gewinnbringend hin- und hergeschoben werden. Nachzuweisen ist jedenfalls, dass die SIGNA Steuern über Luxemburg hinterzogen und so gespart hat. 2012 wurde Gründer René Benko außerdem wegen Korruption verurteilt, er hatte versucht ein Gerichtsverfahren mit Schmiergeldern zu seinen Gunsten zu manipulieren. Man kann nicht genau sagen, was passiert ist, aber dieses Projekt bietet definitiv Konfliktpotenzial.

Um das Einkaufszentrum zu verhindern und das Viertel zu retten, gründeten die Menschen, die dort leben und arbeiten, die »Viva Viktoria!«-Initiative. Es gehe ihnen hierbei nicht nur um die bloße Ablehnung des Einkaufszent-

trums, sondern um die Tatsache, dass die Bonner Bürger an dieser Entscheidung in keiner Weise beteiligt wurden. Um dies nachzuholen hat die Gruppe ein Bürgerbegehren angemeldet. Mit einer bestimmten Anzahl an Stimmen aus der Bevölkerung, in diesem Fall knapp 10.000 Unterschriften, kann die Entscheidung des Rates angezweifelt werden. Ziel ist es, dass der Rat seinen Entschluss zurücknimmt und anschließend, gemeinsam mit den Bürgern, an neuen Konzepten für das Viktoria-karree arbeitet. Sollte der Rat dennoch daran festhalten, kommt es zu einem Bürgerentscheid, bei dem alle Wahlberechtigten Bonns über die Zukunft des Viertels entscheiden könnten.

Und so wurden die letzten Wochen fleißig Unterschriften gesammelt, es gab wöchentlich Demos, eine Internet- und eine Facebookseite mit allen wichtigen Informationen. Sogar ein Lied wurde zu Ehren des Viktoria-karrees gedichtet. Die Melodie dazu kommt vom bekannten Karnevalslied »Viva Colonia«: »Da simmer dabei, dat is priima, Viva Viktoria! Wir lieben das Blow Up, das Bergfelds und das Blau! Wir brauche' keine Shopping Mall, dat wisst ihr janz genau!«

Die letztendlich 18.828 gesammelten Unterschriften beweisen, dass viele Bonner hinter der Idee von »Viva Viktoria!« stehen. Nach dem Einreichen der Dokumente bittet ein offener Brief den Stadtrat, den Stimmen der Bürger nachzukommen und gemeinsam an einer Zukunft des Viktoria-karrees zu arbeiten. Hierfür tüftelt die Initiative mit einer Projektgruppe schon an einem neuen Konzeptvorschlag. Der Brief soll aber auch die Entschlossenheit der Initiative zeigen, im Ernstfall auch den Bürgerentscheid anzugehen.

Neben der Tatsache, dass die Bürger bei diesem Verkauf nicht einbezogen wurden, geht es »Viva Viktoria!« auch um das, was das »Kaufhaus Viktoria« für das Viertel bedeuten würde. In einer Pressemitteilung der Gruppe heißt es: »Wir wenden uns gegen eine Totalüberbauung des gesamten Viertels und seine radikale Durchkommerzialisierung auf Kosten der jetzigen NutzerInnen.«

Argumente für oder gegen ein Einkaufszentrum in Sichtweite der Universität gibt es viele. So soll die Uni dort beispielsweise eine große neue phi-



»Viva Viktoria!« bei einer der Demonstrationen

lologische Bibliothek bekommen. Damit will SIGNA der Bedeutung Bonns als Studierendenstadt nachkommen. Unter dem Karree soll außerdem eine Tiefgarage entstehen, die mit der Marktplatzgarage verbunden werden soll. Die Kosten dafür soll zum großen Teil der Investor tragen. So kann der Verkehr auf der Stockenstraße und der Rathausgasse reduziert werden. Eine neue Ladenpassage, neue Wohnungen und viele neue Läden, wie die zu erwartende Elektronikmarktkette mit dem Planetennamen, klingen für manche erst einmal verlockend. Und doch gibt es laut »Viva Viktoria!« auch viele Nachteile. Ein solcher Komplex werde das Bild der Uni und deren Umgebung deutlich verändern. Der Grüne Politiker Hartwig Lohmeyer gab schon beim Verkauf die Höhe der geplanten Mall zu bedenken: diese werde das Uni-Hauptgebäude um einiges überragen. Auch das studentische Leben würde sich verändern. Statt im Café Blau mit Kommilitonen in der Sonne zu sitzen, gäbe es einen Coffee to go bei einer anonymen Café-Kette. Mit dem Blow Up verschwindet eine weitere Möglichkeit mit Freunden abends wegzugehen, ausgerechnet in Bonn, wo das Nachtleben für Studenten schon jetzt wenig zu bieten hat. Solche studentischen Institutionen müssten anderen Geschäften weichen.

Die Pläne der Shoppingmall sehen außerdem vor, dass 27 der 70 Wohnungen im Viertel wegfallen sollen. Schwierig im so schon hart umkämpften Wohnungsmarkt der Innenstadt.

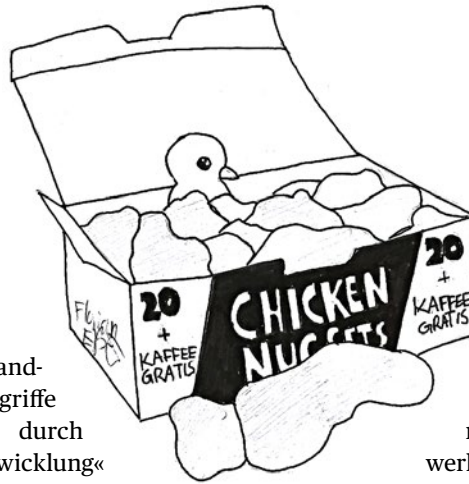
Es ist abzusehen, dass auch der Einzelhandel in der Innenstadt darunter leiden wird, wenn man die Shopping Mall dank Tiefgarage und großem Angebot nicht mal mehr verlassen muss. Es sind dann wohl weitere Schließungen in der Innenstadt zu befürchten. Dieser Meinung ist auch Grünen-Politiker Lohmeyer. Die Realisierung des SIGNA-Entwurfes würde die Bonner Innenstadt nicht attraktiv erweitern, sondern stattdessen eine stadinterne Konkurrenz bedeuten, die den Einzelhändlern in der City zusätzlich das Leben schwer macht.

Das Viktoria-karree hat aktuell, neben Gastronomie und Einzelhandel, auch noch einiges mehr zu bieten, was es erhaltenswert macht. So gibt es z.B. das Stadtmuseum und die Gedenkstätte für Opfer des Nationalsozialismus, für die ebenfalls ein Umzug vorgesehen wäre. Auch das große denkmalgeschützte Fenster des Viktoria-bades ist einmalig und sollte unbedingt gewürdigt werden. Die SIGNA sieht zwar vor, das Fenster von innen zu beleuchten, nach ihren Plänen würden sich dahinter jedoch keine Geschäfte, sondern eventuell Aufzüge oder ähnliches befinden.

Das Für und Wider der Mall muss jeder für sich selbst abwägen und sich so seine Meinung zum »Kaufhaus Viktoria« bilden. Abschließend bleibt jedoch die Frage, wem die Stadt gehört und wer deren Gestaltung mitentscheiden darf. Die Bürgerinitiative »Viva Viktoria!« hat ihre Antwort gefunden und wird diese wohl bis zum bitteren Ende vertreten. ◀

KOMMENTAR

Kauderwelsch: Kaffee und Küken



Man spiele »Stadt-Land-Fluss«, ersetze die Begriffe »Land« und »Fluss« durch »Kultur« und »Entwicklung« und stoppe beim Buchstaben »B«. B wie Bonn, B wie bedroht und B wie bergab. So, fertig. Trotzdem kriege ich jetzt nicht mehr Punkte als meine imaginären Mitspieler, da alle fünf zu denselben drei Lösungen gekommen sind. Klar. Die liegen ja auch nahe, wenn man sich die kulturelle Entwicklung Bonns (und jeder anderen Stadt) einmal genauer anschaut.

In einem Land vor unserer Zeit jedoch, als das Gras noch grüner und der Kaffee noch aromatischer war, konnten auch kleinere Buchhandlungen und Kaffeehäuser überleben. Ihre Umgebung wies genügend Ressourcen für ein Leben nebeneinander auf und die Welt war in Ordnung. Sicher, ab und an kam es auch dazu, dass ein kleiner Laden von einem Größeren gefressen wurde, aber unterm Strich blieb die ganze Sache im Gleichgewicht. Dann aber kam es zum kulturellen Kometeneinschlag und zum großen Sterben der Schwächeren. Für viele der kleinen Betriebe brach ab diesem Punkt nämlich die Eiszeit an. Hauptsächlich waren es Konsum-Kakerlaken wie Starbucks, Backwerk und Amazon, die überlebten, die Herdentiere der schnellen und unpersönlichen Abfertigung.

Quantität statt Qualität heißt es da, denn die pure Anzahl der Filialen reicht aus, um den alteingesessenen Platzhirschen das Geweih zu stutzen. Man stelle sich eine sterbende Heuschrecke vor, die von einer Legion von Ameisen nach und nach zerlegt wird. Die Natur kann grausam sein - der Einzelhandel ebenfalls.

Darunter leiden dann aber in erster Linie diejenigen Endverbraucher, die auf familiäre Atmosphäre und sonstige Gesellschafts-Esoterik Wert legen. Wer aber nach der ZDFneo-Perle »Hauptsache wach und Hackbraten« lebt, dem kann's natürlich egal sein.

Ein Coffee-to-go für die Strecke zwischen Primark und dem Infostand von UNICEF, oder sich bei Mäcces zur fünften Todsünde hinreißen lassen - wer kennt das nicht? Ich möchte nicht den ersten Stein werfen, sondern

lediglich feststellen, dass man die Zukunft der kulturellen Entwicklung nicht aus dem Kaffeesatz eines Backwerk-Cappuccinos zu lesen braucht, wenn man sich einfach mal umgucken und fragen würde: Was soll der Quatsch?

Bei aller Bequemlichkeit und den praktischen Aspekten des konsumorientierten Ketten-Karussells, muss ich mir eingestehen, dass aus leichtem Schwindel schnell wahre Übelkeit werden kann, falls sich das Ding im selben Tempo noch weiterdrehen sollte. Denn: Dein Vorname auf dem Kaffeebecher wird überflüssig, wenn dich die Leute im Café mit selbigem kennen und ansprechen. Ein nettes Gespräch mit der gegenderten Buchhändler_In macht mehr Spaß als ein rascher Mausklick und individuelle Geschäfte verschönern das Stadtbild mehr, als die x-te Neonreklame irgendeines kulturlosen Retorten-Klons.

Man kommt ohnehin nicht drumherum, kriminelle Großkonzerne zu unterstützen, sei es, weil man Fußballfan ist, oder Coca-Cola super schmeckt. Allerdings kann man darauf achten, dass vom Aussterben bedrohte Kleinhändler nicht gänzlich aus dem Stadtbild getilgt werden. Das tilgt wiederum nicht die Mitarbeiterausbeutung und die großflächige Verkleisterung mit Billigprodukten von unserem Planeten, aber unterstützt die regionale Wirtschaft und die kulturelle Vielfalt in unserer direkten persönlichen Umgebung.

Schön wär's, aber vielleicht ist es auch eine utopische Vorstellung, denn die Realität sieht schließlich anders aus:

Mehr, mehr, mehr und das am besten in solch einem Tempo, dass die Küken schon frittiert aus dem Schredder purzeln, oder im Idealfall bereits zu Nuggets verarbeitet aus den Eiern schlüpfen, die ihre mit Antibiotikum verseuchte Hühnermama in den Käfig gepupst hat.



Florian Eßer studiert Psychologie und Germanistik. Er trinkt seinen Kaffee immer zuhause.

Beton für die Rheinaue

Skatepark – Jugendkultur als Hochkultur? Die Initiatoren des Fundraising-Projekts »Beton für Bonn« träumen von einem Skatepark in der Rheinaue. Das Projekt soll die Jugend wieder vor die Tür bringen – ganz ohne Beethoven.

VON **MIRJAM SCHMIDT**

Zu jeder Stadt gehört ihre Jugend. Doch was, wenn diese die Stadt nicht mehr attraktiv findet? Zum Feiern geht's nach Köln, zum Skaten nach Koblenz und zum Abhängen ins Ruhrgebiet.

Es stimmt schon, Bonn hat viel zu bieten: viele Museen, viele Theater, viel Oper, viel Kunst. Und natürlich viele aktive Bürger, die sich für das Kulturangebot in Ihrer Stadt einsetzen, wie die jüngste Initiative für ein Festspielhaus und das Viktoriakarree gezeigt haben. All dies ist sehr lobenswert.

Aber wo bleibt da die Jugend mit ihren Bedürfnissen? Werden diese noch durch die kulturellen Angebote der Stadt gedeckt? Was wünscht sich eigentlich diese Jugend? Die Initiatoren von »Beton für Bonn« sagen, sie wünscht sich ein Skatepark. Und diesmal bitte einen richtigen, aus Beton, damit all jene jungen Menschen, die auf ihren Rädern und Rollen durch die Stadt unterwegs sind, endlich ein festes Gelände haben. Die Nachfrage besteht, denn die Skaterszene, mit BMX-Rädern, Skateboards, Longboards und Inlinern, gehört schon länger zum Stadtbild. Nicht ganz so lang wie Beethoven oder die Bundesbehörden, doch lange genug, um einen eigenen Verein zu haben.

Der in den 80er Jahren gegründete Verein »Subculture Bonn e. V.« setzt sich in Bonn und Umgebung für »Rollsport« ein und verbindet dies mit sozialem Engagement. Federführend warb er 1992 für den Bau der ersten Rampe in der Rheinaue und 2012 für deren Wiedereröffnung.

Damals hatte die alte Rampe dem natürlichen Witterungs- und Abnutzungsverfall nicht mehr standhalten können – Einsturzgefahr. Für ihre Erneuerung sammelten die Mitglieder von Subculture Spenden und schafften es, mit sieben Benefizkonzerten regionaler Bands, T-Shirt- und Getränkeverkauf,



Tombolas und einem Spendenaufruf 10.000 € einzunehmen. Bei so viel Einsatz zog damals die Stiftung Jugendhilfe der Sparkasse in Bonn mit und finanzierte den Rest der Kosten, immerhin 70.000 €. Verglichen mit einem Festspielhaus wirkt das wie ein Schnäppchen. Verglichen mit den Kosten für die neueste Initiative leider auch.

Nach der erfolgreichen Wiedergeburt steckt der Subculture Verein seit 2014 seinen Aktivismus in ein neues Fundraising-Projekt, »Beton für Bonn«. Was bei den meisten eher negative Assoziationen und Bilder von formlosen, hässlichen Gebäuden hervorruft, ist in diesem Fall ein durchdachter Entwurf eines betonierten Skateparks in den Rheinauen. Die 44 m × 22 m große Fläche hat die Initiative schon von der Stadt gestellt bekommen, einen alten Sportplatz in der Rheinaue. Mit perfekten Startvoraussetzungen dank bereits versiegeltem Boden fehlen jetzt nur

noch die 250.000 € Baukosten für die Elemente. Also legen die Mitglieder des Vereins mal wieder los mit dem, was sie in den letzten Jahren schon geübt haben: Kreativität und Aktivismus! So veranstalteten sie im Juli zum Beispiel eine Rolldemo, mit wirklich allem was rollen konnte – auch eine Rikscha war dabei. Doch bei einer solchen Summe braucht es neben Kreativität und Aktivismus leider auch Geldgeber, am besten einen Großsponsor. Und der konnte bisher noch nicht gefunden werden.

Zu der Zukunft Bonns gehört gerade seine Jugend. Wenn sich die Bonner also die Frage stellen, was förderungswürdige Kunst oder Projekte in einer Stadt sind oder welche Angebote sie besonders lebenswert machen, sollte eine Initiative mit so viel Enthusiasmus nicht vergessen werden. Besonders wenn Sie es nebenbei noch schafft, die Jugend wieder vor die Tür und von der Straße runter zu bringen. ◀

Sternzeichen: Löwe

Soziales Engagement – Der Bonner Leo-Club engagiert sich seit knapp 30 Jahren für soziale Projekte. Die Mitglieder sind vielfältig – vom Veganer bis zum Jäger ist alles dabei. Alle eint das Engagement für die gute Sache; getreu dem Motto: Vor Ort helfen und Gutes tun.

VON PHILIPP BLANKE



Bernadette und Johanna sehen gar nicht aus wie Raubtiere

Es ist der Dienstagmittag vor dem kalendarischen Herbstanfang. Ich versuche Johanna Lutter, die ehemalige Präsidentin der Bonner Leos zu erreichen. Wir verabreden uns für den kommenden Donnerstag in der Studikneipe, um über die Bonner Leo-Organisation zu sprechen.

Ich treffe Johanna gemeinsam mit Bernadette Ditges, der derzeitigen Vize-Präsidentin der Bonner Leos. Da die Studikneipe wohl schon früh Winterschlaf hält und nicht aufmachen will, gehen wir ein paar Straßen weiter.

Im Butcher's bestellen wir zwei Biere und einen Salbei-Tee. Ich frage: Wer sind die Leos? Johanna überlegt kurz und beantwortet dann meine Standard-Frage erwartungsgemäß mit ei-

ner Standard-Antwort: »Leos sind Jugendliche zwischen 16 und 30 Jahren, die sich in einem Club zusammenfinden und sich für soziale Dinge aller Art engagieren.«

Die Leos sind die Jugendorganisation der Lions. Das Kürzel Leo steht für Leadership Experience Opportunity. 1970 gründete sich der erste Leo-Club in Deutschland, weltweit gibt es um die 6600. In den Clubs sind Schüler, Studierende, Auszubildende und Berufstätige ehrenamtlich organisiert. Jedes Jahr wählen sie einen Club-Vorstand, der wie in einem Verein aus einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter und einigen Beauftragten besteht. Bei den Leos heißt das in Anlehnung an die amerikanischen Wurzeln der Organi-

sation Präsident, Vize-Präsident, Clubmaster und Activity-Beauftragter.

Während meiner Recherche stoße ich häufig auf den Begriff »Activity«. Dies sei aber nur ein anderes Wort für eine Veranstaltung eines Leo-Clubs, erklärt mir Johanna. Ein Beispiel sei die »Ein-Teil-mehr-Aktion«: »Das heißt, wir stehen vor Supermärkten und bitten die Leute ein Teil mehr zu kaufen. Konserven, Zahnpasta, Nudeln, alles was haltbar ist.« Die gesammelten Waren werden dann gespendet. Eine andere klassische Leo-Activity sei auch die Car Wash-Aktion. »Dabei stellen sich Leos an die Tankstelle, und für fünf bis zehn Euro saugen sie dann das Auto«, erklärt Bernadette. Bei diesen Activities kommen neben den Sachspenden

schon mal 500 Euro zusammen, die Initiativen wie der Bonner Tafel, dem Kinderhospiz, oder der Aktion »Humor hilft heilen« von Eckart von Hirschhausen zu Gute kommen.

Im Butcher's sind mittlerweile die Fernseher angemacht worden. Da in der 2. Bundesliga Englische Woche ist, läuft die Übertragung des Spiels Leipzig gegen Freiburg. Am Nebentisch pokern acht Mann sehr lebhaft.

Johanna erzählt von den Club-Abenden der Leos. Die könne man sich in etwa wie ein ganz normales Mitgliedertreffen vorstellen. »Es ist sehr unterschiedlich wie viele Leute kommen. Das hängt davon ab, ob Semesterferien sind oder nicht«, sagt sie. Normalerweise seien es zwischen 10 und 20 Leute - ganz bunt gemischt. »Wir haben eine Veganerin und mehrere Jäger bei uns - und es läuft!«, ergänzt Bernadette schmunzelnd. Wie bei vielen ehrenamtlichen Organisationen gibt es bei den Leos starke und schwache Jahre. Es habe eine Zeit gegeben, in der man mit nur vier Leuten Aktionen organisieren musste. Seit dem letzten Jahr gehe es aber stark aufwärts. »Gerade in den letzten Monaten sind wir sehr zusammengewachsen«, berichtet Bernadette. Mit vielen Leuten über längere Zeit ar-

beiten zu können, würde auch bei der Suche nach neuen Mitgliedern helfen. Sich als Team zeigen zu können, sei einfach eindrucksvoller.

Während wir uns weiterhin zwischen einem Mix aus Fußball-Übertragung und Pokerspiel unterhalten, kommt die Bedienung. Wir bestellen noch zwei Biere und einen Tee. Freiburg schießt gerade das 0:1. Manchmal sei es problematisch, Leos und Lions auseinanderzuhalten, merke ich an. Beide kennen das Problem. »Wenn wir erklären wollen, wer wir sind, dann sagen wir schnell »Wir sind die kleinen Lions«, erzählt Johanna. Der große Unterschied zu den Lions sei jedoch, dass jeder mitmachen könne. »Keiner muss wie bei den Lions erst gefragt werden!«, betont Bernadette.

Ich frage, ob man sie als Leos denn schon mal als elitär oder arrogant bezeichnet hätte. Beide verneinen. »Ich glaube, wenn man uns kennenlernt, sind die Vorbehalte schnell verflogen«, meint Johanna. »Wenn man mal an einem Club-Abend teilnimmt, würde es mich sehr wundern, wenn man seine Vorurteile bestätigt sieht«, ergänzt Bernadette.

Generell sei es wichtig, durch die Activities zu zeigen, wer man ist und was

man tut. So ließen sich Vorurteile am besten aus dem Weg räumen.

Ich frage, wie man denn jetzt genau die Leos kennenlernen könne. »Der schnellste Weg ist, einfach auf unsere Homepage zu gehen und uns eine Mail zu schreiben«, erklärt Johanna. Am besten sei es, wenn man kurz sagt, warum man mitmachen will und wie man von den Leos erfahren habe.

Im nächsten Schritt folge dann eine Einladung zum nächsten Club-Abend, oder einer Activity. »Unsere Club-Abende finden immer am ersten Mittwoch im Monat statt«, sagt Johanna.

Man müsse auch nicht zwangsläufig Mitglied werden, um sich einzubringen. Als Gast könne man jederzeit vorbeischaun. ◀

MEHR INFOS →

Die Bonner Leos sind im Club »Castra Bonnensia« organisiert.
 ▶ bonn.leo-clubs.de
 ▶ facebook.com/leoclub.bonn

NOCH MEHR →

Der Regional-Chef des Lions Club Rheinland-Süd im Gespräch - zu lesen auf ▶ S. 34

Immer auf dem Laufenden

DIE AKUT BEI FACEBOOK
fb.com/akut.bonn



Löwen im Rheinland

Soziales Engagement – Gerhard Bigalke ist Distrikt-Governor der Lions Rheinland-Süd und damit Vertreter von rund 2700 Ehrenamtlichen. In der AKUT gibt der pensionierte Bundeswehr-Oberst einen Einblick in die Strukturen und die Arbeit der Lions.

INTERVIEW **PHILIPP BLANKE**

AKUT Nach welchem Motto helfen Sie?

BIGALKE Unser Prinzip lautet »We Serve«. Viele übersetzen es mit »dienen«, ich sage lieber »helfen«. Das ist unser Hauptanliegen. Ich habe das in meinen Wahlspruch »Freude durch Helfen« aufgenommen, weil es mir wichtig ist, zu zeigen, dass beide Aspekte einander dienen.

AKUT Wie helfen Sie denn konkret?

BIGALKE Wir haben zum Beispiel in meinem Club Meckenheim-Wachtberg immer große Freude bei unserer Weihnachtsaktion. Kinder aus finanziell schwachen Elternhäusern können Wunschzettel schreiben. Die Wünsche kommen dann zu uns und wir erfüllen sie zu 99%. Damit können wir immer rund 100 Kindern eine Freude machen. Das alles geht natürlich nur mit der tatkräftigen Hilfe der Club-Mitglieder.

AKUT Woher wissen Sie, welche Kinder Ihre Hilfe brauchen?

BIGALKE Das ist natürlich schwierig. Jedes Mitglied hat hier und da offene Ohren, oder kennt jemanden, der weiß, wo Hilfe besonders nötig ist. So baut sich langsam ein Netzwerk auf, durch das wir gezielt helfen können.

AKUT Wie sind die Lions im Rheinland organisiert?

BIGALKE Der Distrikt Rheinland war mit 144 Clubs der viertgrößte Distrikt der Welt. Das war aber einfach nicht mehr zu organisieren. Also haben wir uns 2012 geteilt, einmal in Rheinland-Nord und Rheinland-Süd. Köln, Aachen und Bonn gehören seitdem zum südlichen Distrikt.

AKUT Wie viele Clubs gibt es zur Zeit in Ihrem Distrikt?

BIGALKE Wir haben momentan 79 Clubs, Tendenz wachsend. Die Clubs unterscheiden sich in Herren-, Damen-



und gemischte Clubs, sowie unsere jungen Leo-Clubs. Erfreulicherweise konnten wir in den letzten Jahren unseren Frauenanteil auf jetzt 15% steigern.

AKUT Warum gibt es eine Unterscheidung nach Geschlechtern?

BIGALKE Das hat historische Gründe. Die Geschichte der Lions beginnt 1917 mit dem Zusammenschluss einiger amerikanischer Business-Clubs, die nur aus Männern bestanden. 1987 haben sich die Lions-Clubs für Frauen geöffnet. Damit gibt es nunmehr drei Clubformen.

AKUT Welches Klischee begegnet Ihnen am häufigsten?

BIGALKE Meistens, dass wir alte Herren seien, die Zigarre rauchen und Rotwein trinken. Aber das stimmt nicht! Allein in meinem Kabinett, vergleichbar mit einem Präsidium, sind ein Drittel Frauen. Und im Distrikt haben wir insgesamt vier reine Damenclubs.

AKUT Wie sind die Lions global strukturiert?

BIGALKE Wir haben einen International President, dann kommen die Distrikt-Governor und dann schon die Club-Präsidenten. Also eine dreistufige Führungsstruktur die ganz einfach und unkompliziert aufgebaut ist. Dazwischen gibt es natürlich Beauftragte und Stellvertreter, aber im Kern ist das eine sehr straffe Organisation.

AKUT Wie helfen sie weltweit?

BIGALKE Wir engagieren uns in vielen Bereichen. Unter anderem auch in der »Sight-First«-Kampagne um vermeidbare Blindheit zu bekämpfen. Hier gibt es eine bemerkenswerte Möglichkeit: Wenn wir in Deutschland bis zum 19. November 500.000 Euro an Spendengeldern erreichen, verdoppelt die RTL-Stiftung bei ihrer Spendengala diese Summe - und das Bundesentwicklungshilfeministerium (BMZ) verdreifacht das Geld nochmals. Also ist hier eine große Chance gegeben, Gutes zu erreichen. ◀

Zum Fernsehen ins Museum

Ausstellung – Von Heidi Klum über Andy Warhol bis hin zu genagelten Fernsehgeräten. Das Bonner Kunstmuseum zeigt mit der Ausstellung »TeleGen« das spannende Verhältnis von Kunst und Fernsehen. Es gibt allerhand zu entdecken!

VON DOMINIQUE MÜLLER



Auch wenn die Ausstellung auf den ersten Blick recht überschaubar wirkt, sollte man definitiv Zeit mitbringen. Seit dem ersten Oktober kann man sich im Kunstmuseum anschauen, wie sich verschiedenste Künstler – insgesamt stolze 45 an der Zahl – mit dem Thema Fernsehen auseinander gesetzt haben. Angefangen in den 1960er Jahren bis in die Gegenwart, begibt sich der Museumsbesucher auf eine Art Rundgang durch die Geschichte. Die Ausstellung ist so konzipiert, dass es sieben verschiedene Raumkapitel gibt, jedes mit einem anderen Namen versehen. Von Once Upon A Time, welches den Beginn darstellt, bis Talk Talk Talk und Switchover – die Titel sind Programm.

Wer vor dem Besuch der Ausstellung erwartet, ausschließlich Fernsehapparate vorzufinden, wird schnell eines Besseren belehrt. Natürlich sind sie anzutreffen, die Fernseher und das nicht zu knapp. Jedoch findet man bereits im ersten Raum ebenfalls eine fotografische Arbeit von Dennis Hopper, sowie einen Siebdruck von Andy Warhol,

die sich beide mit John F. Kennedys Tod auseinandersetzen. Die gesamte Ausstellung ist gattungsübergreifend angelegt. Man trifft auf Fotografie und Skulptur, aber auch auf Malerei und Installation. So unterschiedlich diese Genres und ihre Künstler auch sein mögen, in allen Werken ist der Bezug zum Fernsehen zu finden. Im historischen Teil zu Beginn der Ausstellung sind die frühen Arbeiten aus den 1960er Jahren untergebracht. Diese beschäftigen sich noch sehr mit dem Medium Fernseher, genauso wie dem »Apparat als Objekt«. Schlag doch Günther Uecker beispielsweise 1963 zahlreiche Nägel in ein brandneues Fernsehgerät.

Da sich in den 1970/80er Jahren hauptsächlich mit der Videokunst auseinandergesetzt wird, werden diese bewusst ausgespart und die Ausstellung setzt wieder in den 1990er Jahren ein. In diesem zweiten Teil der Ausstellung gibt es verschiedenste Arbeiten, die auf verschiedenste Fernseh-Genres, wie Talkshows, Serien oder Nachrichten eingehen. Dort können wir unter anderem lernen, dass durch die stetige

Wiederholung von grausamen Kriegsbildern in den Nachrichten nach und nach eine gewisse Distanzierung und Abstumpfung erreicht wird, oder können uns Heidi Klums wohl berühmtesten Satz »Ich habe heute leider kein Foto für dich« in Dauerschleife anhören.

Insgesamt möchte die »TeleGen«-Ausstellung nicht ausschließlich Kritik am Fernsehen und unserem Umgang damit äußern. Laut Kuratoren kann sie uns auch die Augen öffnen »für Dinge die wir schon scheinbar kennen, aber nicht bewusst wahrgenommen haben«, da Fernsehen mittlerweile selbstverständlich geworden ist und man vielleicht nicht mehr allzu genau hinsieht.

Da die Ausstellung nicht nur zum Anschauen, sondern auch zum Anfassen gemacht ist, wirklich viel Abwechslung bereithält und der Eintritt für Studierende, wie immer, erschwinglich ist, sei an dieser Stelle noch nicht alles vorweggenommen, sondern ich fordere euch nur auf: Schaut euch die Ausstellung selbst an und bildet euch dann eine eigene Meinung! ◀

Fairkehrte Welt

Foodsharing – Ein Drittel aller weltweit produzierten Lebensmittel landet im Abfall – unabhängig davon, ob sie noch genießbar sind oder nicht. Die Aktivisten von »Foodsharing« wehren sich gegen diese Verschwendung.

VON MAIKE WALBROEL



So leer ist der Fair-Teiler in der Erneikeilkaserne sonst nicht. Im Regal liegen nur einige Äpfel und im Kühlschrank herrscht ebenso gährende Leere. Stephan Tamme ist – trotz oder gerade wegen der Leere?! – sehr zufrieden: »Anfangs hatten wir Sorge, ob der Fair-Teiler hier angenommen wird. Aber inzwischen ist die Nachfrage unter anderem auf Facebook sehr groß«, sagt er und erzählt von einer ganzen Autoladung Zucchini, die er gerettet und danach zum Mitnehmen in die Regale gelegt hatte. »Das ging wahnsinnig schnell. Am gleichen Tag waren alle weg!«

Fair-Teiler, Foodsharer, Foodsaver – diesen Begriffen begegnet, wer sich über Lebensmittelrettung informiert.

Foodsharing gibt es seit 2012. Ziel der Initiative ist es, die globale Lebensmittelverschwendung zu stoppen, das heißt, Essen vor der Tonne zu bewahren und stattdessen zu verteilen. Das Abholen übernehmen die sogenannten Foodsaver, das sind Ehrenamtliche jeden Alters – unter ihnen auch viele Studierende. Sie sprechen Betriebe an und bemühen sich um Kooperationen. Dabei gehen sie nicht nur zum großen Supermarkt, sondern auch zu kleineren Unternehmen wie zu Bäckereien, Cafés oder zu Imbissen. Wer genau die Betriebe sind, das verrät foodsharing nicht.

Die Lebensmittelretter nehmen übrigens alles mit. »Wir verpflichten uns, alles anzunehmen, was der Betrieb

uns gibt. Aber leicht Verderbliches wie Fleisch oder Fisch entsorgen wir notfalls«, so Tamme. Für die Betriebe ist eine Zusammenarbeit mit foodsharing aus mehreren Gründen attraktiv. »Die Unternehmen betreiben Image-Pflege, da sie keine Lebensmittel entsorgen, sondern sie weitergeben. Außerdem sparen sie Müllkosten«, erklärt Tamme, »denn Supermärkte zum Beispiel zahlen pro Kilogramm Gewicht einen bestimmten Preis und wir nehmen ihnen den Müll ab.«

Was dann mit dem geretteten Essen passiert, halten die Richtlinien von foodsharing fest. Anders als man vermuten könnte, werden die Lebensmittel nicht etwa nur Bedürftigen gespendet. Jeder Foodsaver entscheidet

selbst, was er mit seiner Abholung tut - er kann sie für sich selbst mitnehmen, Essen an Freunde, Bekannte, Nachbarn oder Kollegen verschenken. Oder er bringt es in einen sogenannten »Fair-Teiler«.

Das können einfache Kisten vor Wohnhäusern sein oder eben ganze Räume wie in der Ermekeilstraße auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne. Den Fair-Teiler dort gibt es erst seit September 2015. »Noch ist das hier der einzige Fair-Teiler in Bonn mit einem Kühlschrank«, berichtet Tamme. Andere foodsharing-Orte in Bonn findet man zum Beispiel im Bistro Rosarot und im Café Fuchsbau in Beuel oder im LIMES-Institut. Wegen des Kühlschranks können in der Ermekeilstraße natürlich auch Salate oder andere Kühlwaren geteilt werden.

Ein über die Plattform foodsharing.de organisiertes Team schaut alle zwei Tage im Fair-Teiler nach dem Rechten. Ganz ausschließen, dass doch etwas verdirbt oder schimmelt, können sie allerdings nicht. »Wir putzen hier regelmäßig und sortieren gegebenenfalls Lebensmittel aus«, betont Tamme, »aber wir vertrauen auch darauf, dass man sich anschaut, was man mitnimmt und essen möchte.«

Jeder, der den Fair-Teiler besucht, kann sich nicht nur etwas nehmen, sondern auch selbst Lebensmittel mitbringen, die noch genießbar sind, aber sonst entsorgt würden - z.B., wenn etwas nicht schmeckt oder eine Packung zu groß ist.

Auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne befindet sich der Fair-Teiler in einer denkbar günstigen Umgebung: Die Ermekeil-Initiative bewirbt das Gelände als »Quartier mit integrativem Nutzungskonzept« - es gibt urban gardening, ein Repair-Café, Co-Housing, ein alternatives Wohn-Projekt, sowie gemeinsame Kochabende. Auch an die circa 300 Flüchtlinge, die seit August diesen Jahres in der Ermekeilkaserne leben, hat foodsharing Bonn gedacht: »Wir haben kleine Piktogramme gemalt - z.B. mit Bildern und Beschriftungen für Fisch, Schweinefleisch oder vegane Lebensmittel. So versuchen wir, allen gerecht zu werden.«

Aber ist foodsharing wirklich nötig? Wird tatsächlich noch so viel Essen weggeworfen? Es wird. Ungefähr jedes



Stephan Tamme »Inzwischen ist die Nachfrage sehr groß«

achte Lebensmittel wird entsorgt - das sind allein in Deutschland 11 Millionen Tonnen jährlich. Zudem nehmen Foodsharer gemeinnützigen Vereinen wie den Tafeln nichts weg, wenn sie ihre Lebensmittel-Abholungen machen: »Die Tafeln sind rechtlich dazu verpflichtet, nur Essen anzunehmen, dessen Mindesthaltbarkeitsdatum noch nicht abgelaufen ist«, erklärt Tamme, »wir von foodsharing hingegen dürfen auch abgelaufene Lebensmittel annehmen. Daher sehen wir uns nicht als Konkurrenten zu den Tafeln, sondern als Ergänzung.«

Selbst aktiv werden und Lebensmittel vor dem Wegwerfen retten kann übrigens jeder: Wer keinen Fair-Teiler in der Nähe hat (die genauen Standorte findet ihr im Internet), der kann sich auf foodsharing.de registrieren und einen Essenskorb zur Abholung anbieten oder sehen, wo es in der Nachbarschaft andere Körbe gibt. Vom Foodsharer zum Foodsaver wird man übrigens, indem man sich mit den Verhaltensregeln und Richtlinien von foodsharing auf deren Homepage ver-

traut macht und das kleine Quiz dazu besteht. Dann kann man an Treffen mit anderen Foodsavern teilnehmen - zum Beispiel mit den ungefähr 200 Aktiven in Bonn - und später auch eigene Abholungen organisieren.

Für Stephan Tamme ist foodsharing viel mehr als nur Essen retten: »Ich habe viele tolle Leute aus allen möglichen Schichten und in den verschiedensten Lebenssituationen kennengelernt. Jeder kann mitmachen.«

Schuld an der Lebensmittelverschwendung seien übrigens nicht nur die Konzerne, sondern auch die Verbraucher. »Der Kunde erwartet, dass sein Brot auch noch um 19 Uhr frisch gebacken wird«, so Tamme, »wen wundert es da, wenn Supermärkte Brot, Obst oder Gemüse wegwerfen, das noch genießbar ist, wenn sie den Platz für frischer aussehende Waren brauchen?« Für die Zukunft wünscht sich Stephan Tamme, dass foodsharing überflüssig wird, weil die Lebensmittelverschwendung aufhört. Vielleicht ist der leere Fair-Teiler an diesem Tag schon ein gutes Zeichen. ◀

Jetzt wieder Blümchenklicken!

Neues Album – »Salootüre aufknallen, reinstapfen, Theke besetzen, zahlreiche Drinks auf ex trinken, Rauferei anfangen, ein Schlachtfeld hinterlassen, Spaß haben und den Mann am Klavier nicht erschießen!« – so beschreiben »Die Blümchenklicker« ihr neues Album. Zurecht?

VON FLORIAN ESSER



Die Blümchenklicker: Allen Studierenden, die nicht hinter dem Mond, sondern in Bonn und Umgebung leben, sollte dieser unkonventionelle Name und die Band dahinter ein Begriff sein. Sei es, weil man bereits Fan der ersten Stunde ist, weil die AKUT schon einmal über sie berichtete (Winter 2014/15 Nr. 335), oder aus dem simplen Grund, dass die Gruppe Bonns »Most Mucke Truppe« ist.

Am 23. Oktober veröffentlichte die musikalische Großfamilie (22 Bandmitglieder) ihr neues Album »Nachwürzen«. Bei der Platte liegt die Würze aber nicht unbedingt in der Kürze, denn mit 14 Songs übertrifft die Scheibe so manches »Wir haben schnell ein paar Lieder hingeschmiert«-Produkt der großen Musikmogule Universal und Co.

In den Songs, die Titel tragen wie »Ponyhof« und »Katastrophenpornographie«, besingen Bender Corleone Flowers, Klabautermann, Fidel Frenzy und die zahlreichen weiteren Blümchenklicker den »alltäglichen Wahnsinn«, der in ihrer Performance aber schnell einmal zu etwas »zwischen künstlerischer Politik und politischer Kunst« werden kann.

Wie darf man sich denn den diesen Wahnsinn innerhalb einer so mitgliederstarken Gruppe vorstellen? »Alle

haben sowieso schon auf dem Schirm, dass ein kollektiver Kompromiss gefunden werden muss«, lautet die kollektive und kompromisslose Antwort der Blümchenklicker. Die Arbeit am Album war »ein demokratisches Auspendeln von Vorschlag, Veto und Gruppenbeschluss«, heißt es weiter. Nun, das klingt jetzt doch wieder recht politisch. Aber keine Sorge: Die Songs halten neben Gesellschaftskritik und Nachdenklichkeit nicht nur Futter für die oberen Körperregionen bereit, sondern auch für die tieferen. ...? Nee, noch tiefer!

Im Endeffekt ergibt sich im musikalischen »Hexenkessel« nämlich ein »biologisch abbaubares 2-Phasen-Menü – erst für die Beine, dann für den Kopf«. Wer politikverdrossen ist, der kann zu den Songs also auch einfach das Tanzbein schwingen.

Somit steht Bonns Most Mucke Truppe »in den Startlöchern, um Hirne und Hintern zum Wackeln zu bringen«, wie sie auf ihrer Facebook-Seite verkündet. Dabei muss wiederum kein Kompromiss gefunden werden. Es kommt sowohl auf den Hintern, als auch auf das Gehirn an – da unterstehen die beiden Körperregionen quasi einer biologischen Determiniertheit: »Da Musik auf dem Weg zwischen Ohrmuschel und Unterleib am Hirn vorbei muss, richtet

sie dort eigentlich immer irgendetwas an«, sagt Sänger und Gitarrist Bender Corleone Flowers. Klingt logisch, muss stimmen. Was die Musik letztendlich anstellt, davon kann sich dann jeder beim Hören des Albums selbst ein Bild machen. Dabei sollte aber unbedingt das Band-Statement zur Lage der Nation 2015 berücksichtigt werden: »Weniger meckern, mehr mögen«. Ausführlich erklärt soll das heißen: »Unzufriedenheit entsteht beim Einsumpfen in der eigenen Denkblase... daraus entsteht irgendwann ein Impuls, sich in seinem Gemecker im Kreis zu drehen – manche machen da einen echten Volkssport draus, und am Ende solcher Ungeselligkeit bleibt schnell die Menschlichkeit auf der Strecke...und meistens stellt man dann ja doch fest, dass der andere gar nicht so übel ist – unpassend vielleicht, aber nicht übel. Wenn man sich dann noch anschaut was zur Zeit in Zeitungskommentaren und sozialen Netzwerken abgeht, sieht man schnell: Dieses Land kann im Moment viel Anti-Antipathie-Party gebrauchen!«. Den gleichnamigen Song zu dieser Party findet man ebenfalls auf dem Album. Wenn man dort allerdings (noch) nicht finden kann, das ist der Wunsch-Gastmusiker der Gruppe: Klapp-Klapp-Klapperstrauß Helge Schneider. ◀



WG BESUCHT! Wir besuchen eine WG in Endenich. Von den normalerweise sieben Bewohnern treffen wir fünf zum Interview. Sie studieren Psychologie, Asienwissenschaften, Archäologie, Biologie und VWL. In ihrem Wohnheim nennt man sie einfach »die Party-WG« - und das zurecht. VON PHILIPP BLANKE & ALEXANDER GRANTL



Woher kommt ihr?

M Ganz unterschiedlich; aber interessanterweise alle aus Dörfern.
P Das sind so unvergessliche Namen wie Rolandswerth, Dülmen, Schiltach, Frankendorf oder Hehlrath.

Seid ihr eine Zweck-WG oder Familien-Ersatz?

F Die WG ist die Familie! Wenn du mal was lernen, oder lesen willst, dann solltest du nicht ins Wohnzimmer kommen - denn da triffst du immer jemanden und quatscht dich fest.

Wie viel Miete zahlt ihr?

C So um die 200 Euro pro Person.

Wer duscht am längsten?

E Das ist eigentlich kein Problem, weil wir zwei Badezimmer haben.

Was nervt am meisten an eurer WG?

C Die Küche! Meistens dreckig und man hat keine Lust aufzuräumen.

E Und die Klingel! Die ist sehr laut.

Putzplan oder »läuft schon irgendwie«?

F Unser Plan funktioniert in der Regel gut. Da gibt's wenig Beschwerden.

Habt ihr ein Haustier?

H Wir haben über einen Hund nachgedacht. Ein großer sollte es auf jeden Fall sein! Aber das dürfen wir hier glaube ich gar nicht.

Liebstes Möbelstück?

E Das ist unser Tisch! Auf dem passiert fast alles. Da haben wir auch mal ein Bierpong-Feld aufgemalt - damit man nicht schummelt.

Euer schönstes WG-Erlebnis?

F Nach einer WG-Party haben wir einen Zettel vom Nachbarn bekommen, da stand dann »I couldn't sleep«.

E Die Party war auch echt toll! Das Motto war »Roomies« und die Leute sollten sich so wie wir verkleiden. Jeder von uns hatte dann ein Team, die alle so aussahen wie man selbst.

Wie würdet ihr euch selbst beschreiben?

E Wie ein bunter Regenbogen!

P Bunter als ein Regenbogen!

Gibt es ein WG-Ritual?

F Jeder schickt z.B. eine Karte aus seinem Urlaub an die WG. Die hängen wir dann an die Wand im Wohnzimmer.

Gar nicht trocken: Besucht uns
auf unserer Website oder bei Facebook.

akut-bonn.de
fb.com/akut.bonn

